BASTEI

STERNEN FAUST

Flucht von der Erde

Band 181 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Flucht von der Erde

von Thomas Höhl

April 2258. Angefangen hatte alles mit dem »STERNENFAUST-Zwischenfall«. Er hatte die Solaren Welten einst mit dem Wissen der »Toten Götter« versorgt, wodurch jedoch eine Kettenreaktion in Gang gesetzt worden war, an deren Ende die »Große Leere« stand, die völlige Zerstörung der Galaxis. Dana Frost hatte sich ins »Auge des Universums« flüchten können, wo ihr die Möglichkeit gegeben wurde, in den Zeitablauf einzugreifen. Indem sie den »STERNENFAUST-Zwischenfall« in der neuen Zeitlinie verhinderte, so die Hoffnung von Dana Frost, wollte sie die »Große Leere« abwenden. Was die Kommandantin der STERNENFAUST jedoch nicht bedacht hatte: Der Gemini-Konflikt konnte einst mit dem Wissen der »Toten Götter« beendet werden. Nun fehlt den Menschen dieses Wissen, und die Gemini entwickeln sich zu einer ungeahnt großen Bedrohung für die Solaren Welten.

30. April 2258
Erde, New York
17.51 Uhr

Langsam nahm Cody Mulcahy den Griff des Messers in die Hand.

Er fühlte den glatten Kunststoff intensiver als sonst. Überhaupt schienen all seine Sinne schärfer geworden zu sein. Er spürte den Boden durch seine Schuhe. Er hörte kleinste Geräusche. Er fühlte, wie sich seine Muskeln verhärteten.

»Willst du nicht die Kerze ausblasen?«, fragte Vater.

Stimmt, da war ja noch eine kleine Kerze.

»Ein alberner Brauch, ich weiß«, sagte Vater. »Wahrscheinlich zu kindisch. Aber tu es einfach trotzdem. Ein letztes Mal. Sozusagen als Abschied von der Kindheit.«

Cody holte kurz Luft und blies die Kerze aus.

Die Flamme verschwand. Die Spitze des Dochts glühte noch, und Cody betrachtete wie in Trance den stark riechenden Qualmfaden.

»Ja, die Kindheit«, sinnierte Vater. Cody konnte ihm noch immer nicht ins Gesicht sehen. »Wusstest du, dass es bei alten Naturvölkern Rituale gab, wonach ein Kind mit dem vollendeten vierzehnten Lebensjahr als tot galt? Man glaubte, dass der Sprössling nun als Erwachsener wiedergeboren worden sei, und die Mütter des Stammes trauerten wie auf einer Beerdigung um den Tod ihres Kindes.«

Den Tod ihres Kindes, hallte es in Codys Gedanken nach.

»Natürlich«, fuhr Vater fort, »natürlich waren diese Rituale immer mit Schmerzen verbunden.«

Nun war die Katze also aus dem Sack. Cody hätte am liebsten laut aufgelacht, und er hätte es wohl auch getan, wenn sein Körper ihm noch gehorcht hätte.

»Ja, der Schmerz«, flüsterte Vater und fixierte ihn mit seinen boshaften Augen. »Die wohl intensivste Empfindung, die der Mensch je erfahren kann. Sogar noch intensiver – und vor allem dauerhafter – als Sex. Aber davon weißt du ja wahrscheinlich noch nicht viel!«

Cody musste den Drang unterdrücken, angewidert den Kopf zu schütteln. Noch immer hielt er den Griff des Messers umklammert. Er konnte es einfach nicht über sich bringen, die Torte anzuschneiden.

»Daher hat der Schmerz die Menschheit von Anfang an fasziniert«, sinnierte Vater weiter. »Schmerz, der eine innere Reinigung bewirkt. Schmerz, der Märtyrer erschafft. Schmerz, der die Sünden bestraft. Allein die Vorstellungen von der Hölle! Ein Ort ultimativer Schmerzen, die nie aufhören, denen man für alle Ewigkeiten ausgeliefert ist, ohne sterben zu können.«

Noch immer bewegte sich Cody nicht. Er hörte die Stimme seines Vaters nur noch verschwommen. Das Rauschen nahm Überhand. Sein

Herzschlag beschleunigte sich.

»Dabei kann der Schmerz selbst einem gar nichts anhaben!« Nun jubelte Vater geradezu, und fast schien es, als würde ihn allein das Gerede vom Schmerz euphorisch erregen.

Cody wartete. Wobei er nicht wusste, worauf er wartete. Auf einen Superhelden? Auf jemanden, der kommen würde, um ihn in letzter Sekunde zu retten?

Die Stimme seines Vaters klang wie aus weiter Ferne. »Wie heißt es doch: Wir müssen nur die Furcht fürchten. Der Schmerz selbst kann uns nichts tun. Gut, Menschen schwächerer Konstitution sterben vielleicht an einem Herzstillstand, aber das brauchen wir bei dir wohl nicht zu befürchten, nicht wahr? Es gibt nichts so Belastbares wie ein junges Herz. Natürlich könnte der Hirninnendruck mit der Zeit, nach sehr, *sehr* langer Zeit, zu hoch …«

In diesem Moment zuckte Cody zusammen. Der Türmelder piepte.

Cody hielt noch immer den Griff des Messers in der schweißnassen Hand umklammert. Er wartete. Hatte er sich das Geräusch nur eingebildet?

Erneut das Summen des Türmelders.

»Erwartest du jemanden?«, fragte Vater. Seine Stimme klang fast ein wenig verärgert, auch wenn er sich noch immer um einen heiteren Tonfall bemühte.

Cody starrte wie hypnotisiert auf seine Faust, die unverändert das Messer gepackt hielt. Er drückte so fest zu, dass es ihm in den Fingern das Blut abschnürte und die Knöchel weiß anliefen.

Dann ertönte ein Sirren, gefolgt von lautem Hämmern. Cody blickte nicht einmal auf. Es war, als wäre sein Körper in eine Starre verfallen, aus der er sich nie wieder würde befreien können.

»Cody Mulcahy!«, rief eine weibliche Stimme. »Tu es nicht!«

»Wir kommen nun rein!« Das hatte ein Mann gerufen.

Cody konnte beide Stimmen nicht zuordnen. Und er konnte sich noch immer nicht bewegen. Er hielt den Kopf so still, dass sich seine steifen Halsmuskeln schmerzhaft verkrampften.

Codys Vater runzelte wütend die Stirn, griff nach dem Dolorator und steckte ihn in seine Hosentasche.

»Wer ist da?«, rief Vater und näherte sich der Wohnungstür, die plötzlich mit lautem Getöse aufbrach. »Wer sind Sie?«, hörte Cody ihn kurz darauf stammeln. Von seiner überheblichen Selbstsicherheit war nichts mehr geblieben.

Cody bekam das alles wie in einem Halbschlaf mit. Noch immer konzentrierte er sich vollständig auf das Messer. Es war beinahe so, als sei dieses Messer der letzte Gegenstand, der ihn noch irgendwie mit der Realität verband.

Endlich gelang es Cody, sich aus der Lähmung zu lösen.

Langsam drehte er sich um.

Er holte tief Luft, so tief, dass ihm kurz schwarz vor den Augen wurde, und schritt schließlich vorsichtig Richtung Wohnungstür.

Dort stand eine Frau in einer Star-Corps-Uniform, und neben ihr befand sich ein Mann, der eine graue Christophorer-Mönchskutte trug.

Cody erkannte die Frau sofort. Es war Dana Frost, ein Commander des Star Corps und die Kommandantin des Sondereinsatzkreuzers STERNENFAUST. Sie war in den Solaren Welten eine kleine Berühmtheit. Es gab sogar Comic-Streams über ihre Abenteuer; zugleich machten schmutzige Fan-Fiction-Storys über ihre Sklaven-Exzesse bei den Morax die Runde.

Den Christophorer-Mönch hatte Cody jedoch noch nie gesehen.

»Was wollen Sie?«, hörte er seinen Vater sagen, der damit genau das aussprach, was auch Cody beschäftigte. »Sie müssen den Verstand verloren haben, hier einfach so einzudringen!«

»Gehen Sie mir aus dem Weg!«, sagte Dana Frost und deutete mit ihrem Nadler auf Codys Vater. Als Vater nicht reagierte, zischte die Offizierin: »Glauben Sie mir, in diesem Nadler ist genug Munition, um Sie in einen Schlaf zu schicken, aus dem es – wenn überhaupt – ein sehr schmerzhaftes Erwachen gibt.«

Daraufhin hob Codys Vater langsam seine Hände und wich einen Schritt zurück.

»Was wollen Sie?«, wollte er erneut wissen, wobei seine Stimme ausgesprochen kleinlaut klang.

Dana Frost sah sich um. »Bist du Cody Mulcahy?«, fragte sie und blickte ihn so intensiv an, dass Cody spürte, wie er im Gesicht rot anlief.

Schließlich nickte Cody langsam, fast unmerklich. Seine Hände begannen zu zittern, daher verbarg er sie hinter seinem Rücken. Er hielt noch immer den Griff des Küchenmessers umklammert.

Dana Frost musterte ihn. Sie verengte die Augen zu Schlitzen, so als suche sie in seinem Gesicht etwas.

»Was hast du in deiner Hand?«, wollte der Christophorer-Mönch wissen. Er hatte große, braune Augen, die ihn ruhig aber nicht weniger durchdringend ansahen.

Selbst wenn Cody gewollt hätte, er hätte kein Wort herausgebracht.

»Es ist ein Messer, nicht wahr?«, sagte Dana Frost.

Erneut starrte Cody der Frau nur regungslos ins Gesicht und spürte, wie wieder diese lähmende Starre über ihn kam.

»Ja, er hat ein Messer in der Hand«, mischte sich nun wieder sein Vater ein. Er hatte sich offenbar wieder gefangen und klang bereits deutlich selbstbewusster. »Er wollte damit seine Geburtstagstorte anschneiden. Bevor Sie hier reingeplatzt sind und sich wie zwei Wahnsinnige aufführten.«

Die Offizierin ging langsam auf Cody zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Alles wird gut werden«, sagte sie. »Gib mir das Messer und ich verspreche dir, es wird alles gut werden.«

Die Welt um ihn herum begann sich zu drehen, und er verspürte den Drang, sich an Dana Frost festzuhalten.

Ohne etwas zu erwidern, holte Cody das Messer hervor und reichte

es der Star-Corps-Offizierin.

Sie nahm es langsam entgegen, und nun, nachdem Cody das Küchenutensil weggegeben hatte, fühlten sich seine Hände merkwürdig leer und hilflos an.

Dana Frost lächelte und wandte sich an seinen Vater. »Das hier, Mister Mulcahy«, begann sie, »ist das Messer, das Ihnen Ihr Sohn soeben in die Kehle rammen wollte.«

»Das ist absurd!«, stammelte sein Vater, doch Cody konnte sehen, wie sein Gesicht jegliche Farbe verlor. Vater zweifelte keine Sekunde an dem, was die Offizierin vom Star Corps gesagt hatte.

Cody selbst war inzwischen längst davon überzeugt, dass er träumte oder den Verstand verloren hatte. Das alles ergab nicht den geringsten Sinn. Wie konnte diese Frau etwas wissen, das ihm vor wenigen Sekunden selbst noch nicht klar gewesen war.

»Absurd, soso«, sagte Dana Frost.

»Vielleicht so absurd, wie den eigenen Sohn mit einem kridanischen Dolorator zu quälen?«, sagte der Christophorer-Mönch kalt.

»Was, wie …?« Codys Vater rang nach Worten, doch dann hatte er gleich wieder Oberwasser: »Was fantasieren Sie da?«, empörte er sich. »Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden. Sagen Sie mir lieber, wer zum Teufel Sie sind!«

»Oh«, erwiderte die Offizierin süffisant, »Sie haben völlig recht, ich habe meine Manieren vergessen und mich noch nicht vorgestellt.«

Doch dann wandte sie sich um und sah Cody in die Augen: »Ich bin Dana Frost. Das hier ist Bruder William vom Orden der Christophorer.«

Als sie offenbar nichts weiter zu sagen beabsichtigte, schüttelte Codys Vater den Kopf und sagte nur: »Das war es schon? Das erklärt noch nicht, was Sie in meiner Wohnung zu suchen haben.«

»In der Tat«, sagte Bruder William gutmütig. »Unglücklicherweise ist die Frage, *weshalb* wir hier sind, nicht ganz so leicht zu beantworten.«

»Dito«, hörte Cody eine Stimme aus dem Hausflur.

Überrascht sahen Dana Frost und Bruder William zur Eingangstür, in der sich eine Frau mit lila Haaren und ein Mann in Begleitung von zwei Jungen befanden. Einer war etwas älter als Cody, der andere wahrscheinlich acht oder neun Jahre alt.

Die Frau mit den lila Haaren kannte Cody von irgendwoher.

»Darf ich vorstellen«, sagte der Unbekannte, »die reizende Dame hier ist Jane Wynford, ich bin Pratte Farlow und die beiden Jungs sind Peter Bench und Esau.«

»Und ich bin Jason Meyer!«, ertönte eine Stimme aus dem Hausflur. Erst jetzt erkannte Cody, dass noch jemand bei ihnen war. Ein Mann mit schütteren, braunen Haaren.

»Jane Wynford?«, rief Dana Frost verwundert. »Doch nicht etwa *die* Jane Wynford?«

Die Frau mit den lila Haaren nickte. »Sagen Sie es schon!«, forderte sie Dana Frost auf. »Ich bin die Space-Oma! Auch wenn Sie sich

vorstellen können, dass dies nicht gerade mein Lieblingsspitzname ist. Irgendein Schreiberling glaubte wohl, witzig zu sein, als er sich diese dämliche Bezeichnung ausdachte. Seitdem klebt das Wort an mir wie weganische Stachelkrautpaste.«

»Sie alle verschwinden von hier«, fuhr Codys Vater dazwischen. »Dieser Wahnsinn endet hier und jetzt!«

»In der Tat«, erwiderte Dana Frost trocken. »Ihr Wahnsinn endet heute.«

»Können Sie ihn nicht mit Ihrem Nadler betäuben?«, fragte Farlow und deutete auf *Vater*.

Dana Frost sah flüchtig auf ihren Nadler und schien für einen kurzen Moment den Vorschlag tatsächlich ernsthaft zu erwägen.

»Mister Joe Mulcahy«, sagte Farlow schließlich, »in meiner Eigenschaft als Familienrichter kann ich Ihnen versichern, dass sämtliche Anträge ordnungsgemäß eingereicht und genehmigt wurden.«

»Anträge?«, konnte Codys Vater nur noch stammeln.

»Antrag auf Entzug des Sorgerechts und Strafanträge wegen Körperverletzung, Untreue, Insiderhandel und Betriebsspionage biomedizinischer Daten zulasten der *Mercury Mining Company*, die zugleich zivilrechtliche …«

»Das ist absurd!«, rief Codys Vater.

»Die Daten wurden mir persönlich von den verantwortlichen Geschäftsführern zur Verfügung gestellt«, sagte Richter Farlow eisig.

»Lachhaft!«

»Dann checken Sie besser mal Ihre Messages!«

Codys Vater reagierte für einen Moment nicht, dann schnaubte er durch die Nase und zog sein portables Kom-Pad aus der Hosentasche. Nachdem er es aktiviert hatte und die Nachrichten überflog, verlor sein Gesicht jegliche Farbe.

Cody konnte sich nicht erinnern, seinen Vater jemals so hilflos erlebt zu haben. Plötzlich kam ihm der Mann klein und unbedeutend vor; er konnte sich selbst gar nicht mehr erklären, weshalb er sich so lange von ihm hatte einschüchtern und tyrannisieren lassen.

»Damit kommen Sie nicht durch«, japste Vater.

»Ihre Credit-Konten sind bereits eingefroren«, sagte Richter Farlow. »Wenn wir mit Ihnen fertig sind, haben Sie kein Geld mehr, keinen Sohn mehr und keine Zukunft mehr. Es wird der Tag kommen, an dem Sie sich wünschen werden, Cody *hätte* ihnen das Messer in die Kehle gerammt.«

»Sie wissen davon?«, fragte Dana Frost, aber Richter Farlow lächelte nur.

Bruder William beugte sich zu dem kleinen Jungen hinunter und sah ihm in die großen, grünen Augen. »Du bist also Esau«, sagte der Christophorer-Mönch. »Ich bin Bruder William und habe schon von dir gehört.«

»Sie haben von dem Jungen gehört, Bruder William?«, wunderte sich

Dana Frost. »Wie soll ich das verstehen?«

Bruder William antwortete nicht auf Dana Frosts Frage. Stattdessen wollte er von Esau wissen: »Wie alt bist du?«

»4,6 Milliarden Jahre«, antwortete der Knabe.

Und während Cody bereits glaubte, sich verhört zu haben, richtete sich Bruder William auf und lächelte.

*

29. April 2258
ALDEBARAN
Spacedock im Orbit von Ganymed
14.25 Uhr

28 Stunden vorher

Commander David Stein betrachtete lange sein Gesicht im Spiegel.

Erneut berührte er das Sensorfeld des Wasserspenders und sah zu, wie die klare Flüssigkeit in seine ausgebreiteten Handflächen lief, bis das Wasser über die Ränder schwappte und in den Abfluss floss.

Natürlich würden die schiffseigenen Bio- und Filteranlagen das Wasser reinigen, dennoch war es eine Verschwendung, an Bord eines Raumschiffs auf diese Weise mit Trinkwasser umzugehen. Obwohl sich die ALDEBARAN zurzeit im Spacedock befand, war und blieb Wasser etwas Kostbares. Das wurde jedem Kadetten immer wieder durch strengste Rationierungen eingetrichtert – und auch wenn dem Kommandanten eines Schiffs im Grunde unbegrenzte Wasserrationen zur Verfügung standen, so hatte sich das mulmige Gefühl der unmoralischen Verschwendung so tief in jedes Mitglied des Star Corps eingebrannt, dass es viele selbst dann nicht mehr loswurden, wenn sie längst auf irgendeiner Kolonie ihre Pension genossen.

Mit einem langen Seufzen ließ sich David endlich das kalte Wasser ins Gesicht schwappen.

Er musste das Sensorfeld des Wasserhahns nicht berühren, um den Strahl abzustellen, das erledigte die Spar-Automatik ohnehin.

Langsam richtete sich David auf. Das Wasser, das sein Gesicht benetzte, tropfte auf den Synthetik-Stoff seiner Uniform, wo es keine sichtbaren Spuren hinterließ.

David blinzelte. Einige Strähnen seiner blonden Haare waren nass und verklebt, und seine blauen Augen litten unter der Rötung.

Natürlich wusste David, dass er blendend aussah. Man hatte es ihm wieder und wieder gesagt. Frauen wie Männer.

Und er hatte in dieser Beziehung, wie man so schön sagte, nichts anbrennen lassen.

Doch im Moment konnte er sein eigenes Spiegelbild kaum ertragen.

David wusste, dass er schon so manche Herzen gebrochen hatte. Und

er überlegte, wie selten er im Vergleich dazu in seinem Leben wirklich verliebt gewesen war.

Seine erste große Liebe war Mara-Lena Schwartzkopf gewesen. Mara-Lena, die unter grauenvollen Umständen ums Leben gekommen war. Das war viele Jahre her, und David hatte gelernt, diesen schrecklichen Vorfall zu verdrängen.

Dann war da Wyona Ramesha gewesen. David hatte geglaubt, in ihr die Frau seines Lebens gefunden zu haben. Und er glaubte dies noch immer.

Doch sie hatten sich vor einigen Jahren auseinandergelebt. Nach dem grauenvollen Vorfall auf der SIKANDER war nichts mehr wie zuvor gewesen. Eine Fernbeziehung zu führen war ohnehin schwierig genug gewesen, doch durch den Vorfall auf der SIKANDER hatte er etwas erlebt, das Wyona einfach nicht verstehen konnte.

David hatte mit ansehen müssen, wie die SIKANDER von den Morax geentert worden war. Vor seinen Augen war Captain Selina Singh von der bläulich flimmernden Monoklinge eines Moraxkriegers vom Scheitel bis zum Schritt in zwei Hälften zerteilt worden.{*}

Danach hatte David wie ein Roboter funktioniert. Für ihn hatte sich nie die Frage gestellt, wo sein Platz zu sein hatte: Er war auf einem Raumschiff. David kam aus einer traditionsreichen Familie von Raumfahrern. Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, sich eine Auszeit auf einem Planeten zu nehmen.

Und zunächst war es ihm auch möglich gewesen, weiterhin seinen Dienst zu verrichten. Das Entsetzen, die Panikanfälle, die Albträume, das alles hatte ihn erst viel später heimgesucht.

Damals hatte er sich viel mit der Pilotin Mira O'Hara unterhalten. Sie war für ihn zu einem unverzichtbaren Freund geworden, und sie hatten bald jede freie Minute miteinander verbracht.

Stundenlang hatten sie Gespräche geführt, natürlich meist über das Video-Kom, da sie nach der Zerstörung der SIKANDER auf unterschiedliche Schiffe versetzt worden waren.

Sie hatten über alles Mögliche gesprochen. Nicht nur von den gemeinsamen Abenteuern auf der SIKANDER, er hatte auch so manche Anekdote von seinen Erlebnissen auf der PHILLY und der STERNENFAUST auf Lager.

Während es ihm auf diese Weise allmählich gelang, den Albtraum mit guten Erinnerungen zu überdecken, war die Kluft zu Wyona immer größer geworden. Konnte er mit Mira stundenlang reden, hatten Wyona und er sich mit der Zeit immer weniger zu sagen.

Und dann hatte vor einem Jahr Mira O'Hara als Pilotin auf der ALDEBARAN angeheuert. Die ALDEBARAN war ein Leichter Kreuzer und verfügte noch immer nicht über die modernen Jägerschiffe, für welche die Hangars des Schiffes schlichtweg nicht groß genug waren. Stattdessen gab es auf der ALDEBARAN drei mit Gauss-Kanonen ausgestattete Landefähren, die notfalls in einem Kampf ebenso zum Einsatz kommen konnten wie ein Jägerschiff. Und ein solches steuerte

Mira.

Weil es albern war, stundenlang über das Kom-System des Schiffes zu reden, hatten David und Mira sich zunächst in seinem Quartier getroffen und die Gespräche von damals fortgesetzt. Und dann hatte Mira ihm eines Abends anvertraut, dass es für sie schon immer mehr gewesen war. David war zuvor zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, um das auch nur zu vermuten. Aber er erkannte, dass seine Gefühle für Mira längst über eine Freundschaft hinausgingen.

Natürlich hatten sie die Beziehung geheim gehalten, und zumindest zu Beginn hatte es das nur noch aufregender und leidenschaftlicher gemacht.

Und dann war David vor zwei Monaten erneut Wyona begegnet. Und er hatte gespürt, dass die alten Gefühle hoch immer da waren. Und dass es Wyona nicht anders erging.

Das erste Treffen hatte er vor sich selbst noch als einmaligen Seitensprung rechtfertigen können. Doch dann hatte es ein zweites Treffen gegeben. Und ein drittes …

Natürlich hatte es nicht lange gedauert, und Mira war dahinter gekommen. Es hatte eine fürchterliche Szene gegeben. Sie hatten so laut gestritten, dass man sie wahrscheinlich durch das ganze Schiff hatte hören können.

Mira hätte ihn anschwärzen können. Denn als Vorgesetzter durfte er mit ihr natürlich keine sexuelle Beziehung haben.

Doch sie war nicht die Art von Frau, die darauf aus war, sich an ihm zu rächen. Im Gegenteil, sie war die Beste. Und sie verdiente den Besten.

Genau das machte es ja so schwer.

Noch am gleichen Tag hatte er beim Star Corps seine Kündigung eingereicht. Er würde auf einem Raumschiff von *Far Horizon* anheuern. Er war für den Job zwar bei Weitem überqualifiziert, doch es hatte den Vorteil, dass er Wyona wieder regelmäßiger sehen würde.

Es war ein harter Schritt gewesen, eine Entscheidung, mit der er sich nicht nur Freunde gemacht hatte. Die Gemini waren eine akute Bedrohung für die Solaren Welten. Ausgerechnet jetzt das Star Corps zu verlassen schien selbstsüchtig und feige.

Davids Familie war natürlich entsetzt gewesen. Dass einer aus der traditionsreichen Familie Stein seine Pflichten als Offizier aufgab, war noch nie vorgekommen.

Doch er hatte sich entschieden, und nichts und niemand hatte ihn umstimmen können.

Davids Dienst auf der ALDEBARAN würde in zwei Tagen enden. Und so wie es aussah, würde er wohl diese zwei Tage im Raumdock verbringen. Immerhin gab ihm das genug Zeit, seine Unterlagen zu sortieren und seinem Nachfolger einen aufgeräumten Schreibtisch zu hinterlassen.

»Kom-Botschaft der ELARA«, meldete die Raum-KI.

Allein diese Nachricht genügte, um alle finsteren Gedanken zu

vertreiben. David wusste, dass Wyona auf der ELARA unterwegs war. Die Nachricht war sicher von ihr.

Schnell zupfte David ein Einweghandtuch aus dem Spender, rieb sich damit das Gesicht trocken und sortierte mit seinen Fingern hastig die zerzausten blonden Haare. Unwillkürlich richtete er sich höher auf und streckte die Schultern nach hinten, was für einen kurzen Moment so lächerlich aussah, dass er über seine eigene Eitelkeit schmunzeln musste.

Ohne zu zögern, begab sich David in seine Standard-Kabine, einen Raum von vier mal vier Metern, setzte sich auf das Sofa und nahm das Kom-Pad in die Hand, das er mit den Worten »Kom-Übertragung aktivieren« einschaltete.

»Hallo, schöner Mann«, sagte Wyona und grinste.

»Hallo, schöne Frau«, erwiderte David.

Die ELARA war ebenfalls ein Leichter Kreuzer, und da sich Wyona sozusagen als Gast auf dem Schiff befand, hatte man ihr eine Einzelkabine zugeteilt. Im Hintergrund sah David sogar ein kleines, etwa dreißig Zentimeter breites Bullauge.

»Du hast in deiner Kabine ein Fenster?«, fragte David bestürzt.

»Du hast doch auch eines«, erwiderte Wyona.

»Ich bin ja auch der Captain«, antwortete David. »Es ist Privileg des Captains, eine Kabine mit Fenster zu haben.«

»Wo, glaubst du, befinde ich mich gerade?«, scherzte Wyona zurück. »Er heißt Lars und ist noch größer und noch blonder als du!«

David lachte, doch das Lachen war unecht und blieb ihm regelrecht im Halse stecken. Er hatte Wyona nie von Mira erzählt. Als sie ihn vor Monaten gefragt hatte, ob er mit jemandem zusammen sei, hatte er verneint, aus welchen Gründen auch immer. Und später hatte er es nicht mehr gewagt, ihr die Wahrheit zu sagen.

»Wo seid ihr gerade?«, wollte David wissen.

Er konnte sehen, wie Wyona irgendein Feld berührte, um die genauen Daten abzulesen. »5,4314 Lichtjahre von der Erde entfernt. Irgendwelche Bergstrom-Sonden, irgendein neues Supermodell von *Far Horizon*, sind plötzlich von den Scannern verschwunden, so supertoll sind sie. Nun sollen wir neue Sonden aussenden und vielleicht die alten auflesen. Und aus irgendeinem Grund glaubt das Star Corps wohl, ein Systemadministrator von *Far Horizon* könne dabei helfen, dass es diesmal zu keinen Pannen kommt.«

David grinste. »Vielleicht glaubt das Star Corps auch noch, *Far Horizon* müsse die Garantie für die überteuerten Montags-Sonden übernehmen.«

»Pass auf«, drohte Wyona mit dem Finger, »du sprichst über deinen zukünftigen Arbeitgeber.«

»Es wundert mich, dass man *Far Horizon* nicht aufgefordert hat, ein eigenes Raumschiff zu schicken«, überlegte David laut. Dann dachte er daran, dass es offenbar an der Gemini-Bedrohung lag.

»Ein kurzer Auftrag jedenfalls«, riss ihn Wyona aus seinen Gedanken.

»In spätestens zwei Tagen bin ich wieder auf dem Mars.«

»In zwei Tagen«, sagte David gedehnt. »Da muss ich mal meinen Terminkalender überprüfen, wo ich wohl in zwei Tagen sein werde …«

»Mistkerl«, grinste Wyona. »Aber warte nur. Ich kann dir nämlich verraten, dass in zwei Tagen eine riesige Überraschung auf dich wartet.«

»Eine gute oder eine schlechte …«

»Eine schreckliche!«, scherzte Wyona zurück.

David zog die, Stirn in Falten, lächelte aber weiterhin. »Du willst mich nicht wirklich zwei Tage zappeln lassen.«

»Oh doch!«, sagte Wyona und grinste mit zusammengekniffenen Augen, um einen möglichst gehässigen Gesichtsausdruck zu simulieren.

»Hältst du nicht durch«, erwiderte David mit gespieltem Desinteresse.

»Und ob ich das durchhalte«, widersprach Wyona und versuchte, noch finsterer dreinzugucken.

»Interessiert mich auch gar nicht«, sagte David, während er mit ausgestreckten Fingern seine Nägel studierte.

»Es bringt dich in Wahrheit um«, rief Wyona.

»Ist wahrscheinlich gar nichts wirklich Spannendes.«

»Wenn du wüsstest, was es ist, du würdest ausrasten.«

»Sicher, sicher.«

»Wenn ich es dir verrate, steuerst du dein Schiff in den nächsten Saturnmond.«

»Leere Worte.«

»Mistkerl!«

»Ein Mistkerl von mir aus, aber zumindest einer, der verdammt gut aussieht.«

»Es gibt jemanden, der viel besser aussieht als du!«

»Lachhaft! Wer soll das sein?«

»Dein Sohn zum Beispiel.«

David wollte schon zu einer Antwort ansetzen, als er starr innehielt. War das ein Witz, den er nicht verstand?

»Du hattest recht«, sagte Wyona und schien sich über sich selbst zu ärgern. »Ich wollte es dir bei einem schönen Abendessen sagen. Am Besten in dem Moment, wenn du gerade einen tiefen Schluck Hypnohol zu dir nimmst, um zu sehen, wie du dich verschluckst. Aber ich hätte es nicht eine Minute länger für mich behalten können.«

Noch immer rang David nach Worten.

»Schätzchen, ich bin schwanger!«

Es half nicht. »Ich … ich weiß nicht, was ich sagen soll«, brachte David schließlich hervor.

»Solange du nicht fragst, wer der Vater ist, kannst du nicht viel falsch machen«, neckte ihn Wyona.

Ein Kind! Das hatte er sich immer gewünscht, schon vor vielen

Jahren. Wyona heiraten und mit ihr viele Kinder haben.

»Und es wird ein Junge?«, fragte er hilflos.

»Ich weiß noch mehr«, erklärte Wyona. »Er hat glatte, blonde Haare, grau-blaue Augen …«

»Nein«, unterbrach sie David. »Ich will es gar nicht wissen.« Doch als Wyona verstummte, sagte er: »Falsch, ich will es doch wissen.«

»Wie gesagt, er wird blond sein, eine maximale Körpergröße von 1,88 erreichen, die Veranlagung zu überdurchschnittlicher Intelligenz mitbringen, voraussichtlich im Sternzeichen des Skorpions geboren werden, Rory heißen …«

»Rory?«, wollte David wissen.

»So hieß meine erste große Liebe!«

David runzelte die Stirn. »Ernsthaft?«

»Dummkopf«, scherzte Wyona. »Das ist der Name meines Großvaters.«

»Ich habe da also kein Mitspracherecht«, sagte David lächelnd.

»Es reicht ja wohl, wenn er deinen Nachnamen …« Wyona stoppte, stammelte etwas, und David musste einen Lachkrampf unterdrücken.

»War das gerade ein Antrag?«, grinste er so breit er nur konnte.

»Ich glaube, ich muss …«

In diesem Moment endete die Verbindung, nur das Star-Corps-Logo wurde eingeblendet.

Immer diese Technik, dachte David. »Gerade jetzt, als es spannend wurde«, murmelte er.

Er betätigte das Feld »Kom-Wiederherstellung«, doch es erschien lediglich die Fehlermeldung, dass das anvisierte Kom-Objekt nicht erreichbar sei.

David schüttelte den Kopf und aktivierte seinen Armband-Kom. »Stein an Funküberwachung«, sagte er.

»Paolo hier«, meldete sich umgehend Fähnrich Paolo.

»Gibt es Probleme mit dem Bergstrom-Funk?«, wollte David wissen.

»Alle Kanäle auf Grün, Sir«, kam sofort die Antwort.

»Der Kontakt zur ELARA wurde unterbrochen.«

Für einige Sekunden folgte keine Antwort, dann sagte Fähnrich Paolo: »Die ELARA wird nicht mehr im Kom-Netz gelistet.«

David schüttelte den Kopf und sagte: »Stein an Lieutenant Dunston.«

»Sir?«, meldete sich Ricardo Dunston.

»Orten Sie die ELARA! Sie kann nicht weiter als fünf bis sechs Lichtjahre von hier entfernt sein.«

Auch diesmal wartete David einige Sekunden, und er spürte, wie er immer unruhiger wurde. »Sir«, erhielt er endlich die Antwort. »Die Ortungssysteme finden die ELARA nicht mehr. Der History-Cache ergibt, dass sie sich vor zwei Minuten noch im Scan befand, doch dann ist sie von einem Moment auf den anderen vom Ortungsschirm verschwunden.«

»Ich komme zur Brücke«, erwiderte David knapp. »Und informieren

Sie Lieutenant Kumara. Vielleicht liegt ja ein technisches Problem auf unserem Schiff vor. Und geben Sie auch Commander Al-Qamar Bescheid.« *Und geben Sie doch gleich noch Großalarm in den Solaren Welten*, sagte eine hinterhältige Stimme in seinem Kopf. David musste zugeben, dass er wegen einer unterbrochenen Kom-Verbindung und einer fehlgeschlagenen Schiffsortung vielleicht etwas zu viel Aufstand betrieb.

»Aye, Sir«, erwiderte Ortungsoffizier Dunston so sachlich, dass David unwillkürlich lächeln musste. Eine bessere Crew konnte er sich nicht wünschen. Sie war loyal und aufrichtig, und obwohl sicher alle von seiner Affäre mit Mira O'Hara wussten, hatte man es ihn niemals merken lassen.

David zog sein Uniformoberteil gerade und begab sich zum Ausgang seiner Kabine.

Er hatte keine zwei Schritte im Korridor zurückgelegt, als sich eine Seitentür öffnete und plötzlich Mira O'Hara vor ihm stand. Sie hatte ihr feuerrotes Haare hinten zusammengebunden, und wie immer drangen ihre großen, braunen Augen durch ihn hindurch.

David konnte regelrecht spüren, wie seine Wangen rot anliefen, was Mira offensichtlich nicht entging, denn sie konnte sich ein Schmunzeln tief in den Mundwinkeln nicht verkneifen.

»Captain«, sagte sie und nickte.

»Lieutenant«, erwiderte David trocken, suchte verzweifelt nach Worten und setzte schließlich seinen Weg fort, nur um stehen zu bleiben und sich umzudrehen: »Das ist doch albern«, sagte er.

»Vorsicht, Captain Stein«, sagte Mira ruhig und kühl. »Jemand könnte uns hören.«

»Was kümmert es mich«, erwiderte David. »In zwei Tagen bin ich ohnehin nicht mehr Mitglied des Star Corps.«

»Und was sollen wir die restlichen zwei Tage tun?«, wollte Mira wissen. »Sollen wir uns ewige Freundschaft versprechen? Gemeinsam frühstücken? Uns noch ein paar Geschichten aus der Vergangenheit erzählen?«

»Wir könnten sie nutzen, um Frieden zu schließen«, sagte David.

Mira lachte auf. »Du bist wirklich unglaublich.«

»Was meinst du?«

»Du …« Sie wollte offensichtlich etwas sagen, doch dann überlegte sie es sich anders. »Lassen wir das.«

»Doch, ich will es hören.«

»Was du willst, interessiert mich nicht mehr«, sagte sie leise, fast mitleidig. »Du hast deine Wahl getroffen. Du kriegst, was du willst. Jetzt muss ich mir überlegen, was ich will.«

Mit diesen Worten drehte sie sich um und eilte davon.

David hatte das Gefühl, ihr etwas hinterher rufen zu müssen, doch da ihm keine vernünftigen Worte einfallen wollten, ließ er es bleiben.

Im Grunde hatte Mira recht. Es gab nichts mehr zu bereden. Und so, wie er sich in der Angelegenheit verhalten hatte, würde alles Reden

nicht helfen, sich ein reines Gewissen zu verschaffen.

*

30. April 2258
Erde, im Ionischen Meer
8.22 Uhr

Das Wasser war wie immer vollkommen ruhig. Und bis zum Horizont konnte man auch nichts anderes sehen als Wasser.

Zwar hatte ihm sein Vater immer wieder erklärt, wo sich die Subregionen Libyen, Griechenland und Italien befanden, doch zu sehen war von ihnen nichts. Und, was noch wichtiger war: Niemand aus diesen Regionen oder von sonst wo auf der Erde konnte *sie* sehen. Dafür hatte der Kastellan gesorgt.

Esau setzte das kleine Mundstück ein, schob sich die Taucherbrille mit dem Innenvisier über die Augen, starrte auf das Wasser und sprang ins Meer.

Ins kalte Nass einzutauchen war ein Schock, den er inzwischen als aufregend und wohltuend empfand. Es war wie ein Gefühlsrausch für den gesamten Körper. Zugleich konnte er für einen Moment nichts sehen, nur den wilden Strudel aus wirbelnden Luftblasen. Dieser Wirbel, kombiniert mit dem Gefühl der Muskeln, die sich unter der plötzlichen Kälte zusammenzogen, eine Kälte, welche die Lungen durchdrang und den Herzschlag beschleunigte, war wie ein belebender Impuls, der so lange anhielt, bis sich langsam unter Wasser Konturen herausbildeten und sich der Puls wieder normalisierte.

Langsam holte Esau tief Luft, ließ den künstlichen Sauerstoff in seine Lungen strömen und atmete langsam wieder aus. Er hörte, wie die Luftblasen um seine Ohren sprudelten.

Der Meeresboden war grau und kahl. Noch stand die Sonne nicht hoch genug, um auf dem Meeresgrund die faszinierenden Lichtspiegelungen zu erzeugen.

Nur ein winziger Schwarm kleiner Fische raste über den Grund, gerade so, als wären sie auf der Flucht.

Das Display der Taucherbrille zeigte ihm an, wo sich einige größere Fische befanden, doch Esau verlor plötzlich jegliche Lust, zu ihnen zu schwimmen. Lieber trieb er schwerelos im Wasser, schloss für einen kurzen Moment die Augen und genoss die Stille.

Als Esau auch davon genug hatte, schwamm er zurück Richtung Ufer, bis das Wasser gerade mal einen halben Meter tief war.

Schließlich winkelte er die Beine an, setzte sie auf dem sandigen Boden auf und erhob sich.

Sofort spürte er wieder die Schwerkraft, die seinen Körper fast träge und unbeholfen machte. Und auch das Wasser, mit dem er vor wenigen Sekunden noch wie zu einer Einheit verschmolzen war, schien nun nur

noch dafür zu sorgen, dass er Probleme hatte, aufrecht stehen zu bleiben.

Langsam und mit schweren Gliedern ging Esau an Land. Das Salzwasser tropfte von seinen Lippen. Die Kälte des Morgenwindes verursachte ihm eine Gänsehaut.

Doch auch die Kälte sorgte nach einer kurzen Zeit nur für ein angenehmes, taubes Gefühl, und als Esau das Handtuch ergriff, wischte er sich lediglich kurz über das Gesicht.

Vor ihm lag das weiße Gebäude mit den Rasenflächen und den schön arrangierten Gärten, die von unzähligen Robots gepflegt wurden. Dies war alles, was er in seinen neun Lebensjahren von der Welt gesehen hatte. Menschen, Städte, Ländereien und Subregionen … all das kannte er nur aus Videofiles und Erzählungen seines Vaters.

Als er das Haus betrat, rief sein Vater: »Esau, kommst du zum Frühstück?«

Das Frühstück war für seinen Vater stets die wichtigste Mahlzeit, und sie zog sich oft bis zur Mittagszeit hin. Entsprechend tafelte sein Vater auch gerne auf, und auch jetzt war das ganze Haus vom süßen Geruch von Pancakes, Waffeln und Toast erfüllt.

»Komme gleich«, rief Esau. Er wollte sich zunächst noch mit einer kurzen Dusche vom Salzwasser befreien, aber als er den Korridor durchschritt und seinen Vater bereits am Esstisch sitzen sah, hielt er doch für einen Moment inne.

Vater war inzwischen nicht mehr wiederzuerkennen. Seine Augenhöhlen waren nahezu schwarz, das Gesicht aschfahl, und Esau konnte sehen, wie schwer es seinem Vater fiel, den Becher mit dem Syntho-Shake ruhig zu halten.

Esaus Vater litt unter TMA. Das war die Abkürzung für Trans-Mutations-Adrenoleukodystrophie, eine unheilbare genetische Mutation, die zu einem Zerfall der weißen Hirnsubstanz führte und die sich auch durch modernste Gen-Therapien nicht stoppen ließ. Es war sogar so, dass alle bekannten Versuche, durch genetische Eingriffe die Ursache der Erkrankung zu beseitigen und die strukturellen Veränderungen der Astrozyten des Gehirns zu vermindern, zu weiteren Mutationen des GFAP-Gens führten.

Obwohl Esau erst elf Jahre alt war – und da er für sein Alter recht klein war, wirkte er um einiges jünger, zumindest sagte das stets der Kastellan, wenn er sie besuchte – hatte er sich eingehend über die Krankheit informiert und wusste darüber wahrscheinlich mehr als der größte Experte in den Solaren Welten.

»Guten Morgen«, sagte Esau, nahm am Tisch Platz und angelte sich höflichkeitshalber mit bloßen Händen einen der Pancakes, die auf einer großen, silbernen Platte warmgehalten wurden. Obwohl sein Magen wie ein leeres Loch war, konnte er sich in diesem Moment nicht vorstellen, etwas zu essen.

Esau hatte schon lange aufgegeben, seinen Vater zu fragen, wie es ihm ging. Er war intelligent genug, um zu erkennen, dass dies eine

dumme Frage war. Überhaupt erschien ihm so ziemlich alles, was er seinen Vater fragen oder ihm sagen konnte, bereits im Voraus dumm.

Der Kastellan hatte einmal behauptet, Esau habe einen Intelligenzquotienten von 185. Wahrscheinlich lag es daran.

Dabei quälte Esau seit über einem Jahr ohnehin nur eine einzige Frage. Und bis heute hatte er darauf keine befriedigende Antwort erhalten.

Die Frage war, weshalb sich sein Vater nicht heilte, wenn er dazu doch in der Lage war.

»Heute ist ein besonderer Tag«, lächelte Esaus Vater, und Esau spürte, wie sich sein Magen verkrampfte. Seine Augen füllten sich mit Tränen, die er mühselig herunterschluckte. Seine Finger fühlten sich kalt an, und obwohl es hier im Haus viel wärmer war als draußen am Strand, fröstelte er immer mehr.

Zugleich spürte Esau, wie die Wut in ihm hochstieg. Zornig starrte er auf den Pancake auf seinem Teller.

»Ich weiß, wie du dich jetzt fühlst«, sagte Vater und goss mit zitternden Fingern einen dicken Strahl Ahornsirup über sein Essen.

Esau bezweifelte das. Wenn sein Vater wirklich gewusst hätte, wie er sich fühlte, dann würde er jetzt nicht so tun, als wäre dies ein schöner Tag. Dann würde er das Kästchen benutzen, um sich zu heilen. Dann würde er Esau nicht einfach so im Stich lassen.

»Mir erging es ähnlich, als mein Vater von mir ging.«

»Und gleich wirst du mir wohl sagen, dass es meinem Sohn eines Tages auch so ergehen wird«, antwortete Esau wütend.

Esaus Vater lächelte. »Diesmal nicht«, sagte er. »Diesmal endet die Kette bei mir.«

Esau verstand nicht. Aber das gehörte zu seiner Erziehung. Es war fast so etwas wie ein Glaubenstest. Das hatte Vater ihm gepredigt, seit Esau denken konnte. »Es kommt nicht darauf an, zu verstehen, es kommt darauf an, das Schicksal zu erfüllen.« Daher fragte Esau auch nicht weiter nach. Er hätte sich damit wahrscheinlich nur eine weitere Moralpredigt über das Vertrauen in die GRAFSCHAFT eingehandelt.

»Wirst du heute sterben?«, wollte Esau wissen.

Mühselig erhob sich Esaus Vater. Er lächelte, doch Esau konnte den Augen seines Vaters ansehen, dass er ihn gar nicht mehr richtig erkennen konnte.

Langsam schritt Esaus Vater auf ihn zu, wobei er sich an der Tischkante abstützen musste. Als er ihn erreicht hatte, legte er ihm beide Hände auf die Schulter und sagte: »Heute ist der Tag der Belohnung.«

»Du sagtest immer, für uns gäbe es keine Belohnung. Das Schicksal der Menschheit zu erfüllen, sei Belohnung genug.«

»Ich habe mich geirrt«, antwortete Esaus Vater lächelnd. »Dies ist der zweite Zeitstrahl. Und in diesem zweiten Zeitstrahl werden die Dinge für dich sehr gut verlaufen.«

Mit diesen Worten berührte er ein Sensorfeld auf der Tischplatte, und

ein Bild an der Wand verwandelte sich in ein großes, dreidimensionales Monitorfeld, auf dem mehrere Textfelder eingeblendet wurden, auf denen Hinweise standen wie »Verschlüsselungsfeld aufgebaut« oder »Zerhacker-Code wird definiert«, jeweils verbunden mit einer Statusanzeige.

Kurz darauf war der Kastellan zu sehen.

Esau wusste, dass es sich beim Kastellan um Jason Meyer handelte. Das hatte er anhand seiner Netz-Recherchen und einer Gesichtserkennungssoftware selbst herausgefunden. Doch Vater sprach immer vom Kastellan, obwohl Jason Meyer diese Aufgabe erst vor wenigen Jahren übernommen hatte.

»Es wird Zeit, mit Dana Frost Kontakt aufzunehmen«, sagte Esaus Vater zum Kastellan und ließ die Schultern des Jungen los.

Esau nutzte die Gelegenheit, sich unbemerkt die Tränen von den Wangen zu wischen.

»Dana Frost?«, fragte der Kastellan und verzog die Augenbrauen. »Jetzt schon?«

»Allerdings!«

»Ich dachte, das wäre eines Tages die Aufgabe deines Sohnes«, antwortete der Kastellan.

»Das dachte ich auch. Doch heute Nacht hatte ich eine Vision. Und in ihr habe ich erkannt, dass wir uns in einem neuen Zeitstrahl befinden. Dana Frost war bereits an ihrem Zielort. Sie versuchte durch Manipulationen der Zeit die Menschheit zu retten.«

»Dann stimmen die Legenden von den Flüssen der Zeit!«, antwortete der Kastellan.

»Natürlich stimmen sie«, erwiderte sein Vater streng, aber gutmütig. »Und da wir uns im zweiten Fluss befinden, läuft uns die Zeit davon. Dana Frost wird bald anfangen, sich zu erinnern.«

»Was soll ich tun?«, wollte der Kastellan wissen.

»Es wäre wohl einfacher, wenn Rudenko noch im Team wäre«, tadelte Vater.

Esau hatte es nur am Rande mitbekommen. Der Vorgänger des Kastellans hatte Gregor Rudenko gefördert, um den Einfluss der Ritter der GRAFSCHAFT in Militär und Politik zu sichern. Doch Rudenko war schließlich zu machthungrig geworden. Als der Kastellan vor zwei Jahren das Erbe seines Vorgängers antrat, hatte Rudenko erleben müssen, dass jene, die ihm hinter den Kulissen schnell zu Macht und Ansehen verholfen hatten, ihm diese Macht noch schneller wieder entziehen konnten.

»Nach allem, was er sich gegen Ende geleistet hat?«, sagte der Kastellan. »Er hat auf die Menschheit ein tödliches Virus losgelassen, um seine und die Macht des Star Corps zu vergrößern und sich eine politische Zukunft als Ratspräsident zu sichern. Ich habe nicht vor, die Menschheit zu retten, damit sie von einem gewissenlosen Tyrannen regiert wird.«

»Wie auch immer«, wehrte sein Vater ab. »Nun wirst du auf andere

Weise zu Dana Frost vordringen müssen. Und du wirst dich um Esau kümmern. Du wirst ihn zu einer Frau namens Jane Wynford bringen.«

»Jane Wynford?«, fragte der Kastellan ungläubig. »Sie meinen doch nicht etwa die Space-Oma?«

Jeder in den Solaren Welten hatte zumindest von der Space-Oma gehört. Sie wurde so genannt, weil sie eine erfolgreiche e-Book-Reihe namens »Space Soap« verfasste und weil sie es dank ihrer zahlreichen Ehen inzwischen auf siebzehn Enkel und vier Urenkel brachte.

Was Jane Wynford aber mit Dana Frost zu tun haben sollte, konnte sich Esau auch nicht erklären.

»Warum sollte Jane Wynford etwas für uns tun?«

»Sie wird sogar eine Menge für uns tun«, sagte sein Vater und warf Esau einen merkwürdigen Blick zu. »Die *Sol-Vision Wizard Corporation* verklagt einen ihrer Enkel. Kümmern Sie sich darum, und nehmen Sie Kontakt mit Richter Farlow auf. Er soll Jane Wynford ein Angebot machen. Sie wird uns helfen, glauben Sie mir.«

»In Ordnung«, erwiderte der Kastellan.

»Und kommen Sie mit einem Gleiter zur Insel«, sagte Esaus Vater schließlich.

»Sofort?«

»Sofort.«

Der Kastellan überlegte einen Moment, dann sagte er: »Darf ich fragen, weshalb?«

Sein Vater legte Esau die Hand auf den Kopf und streichelte sanft darüber. »Mein Sohn wird heute die Insel verlassen.«

Der Kastellan nickte. »Ich werde in drei Stunden bei Ihnen sein«, sagte er.

Esaus Vater berührte die Schaltfläche, und die Bildschirmanzeige verschwand. Nun erinnerte die Fläche wieder an eine völlig gewöhnliche Wand mit einem Gemälde, wie man sie in einem Landhaus wie diesem vorzufinden erwartete.

»Ich will dich nicht verlassen«, sagte Esau und starrte trotzig vor sich hin.

»Und ich wünschte, wir könnten ewig zusammenbleiben«, sagte sein Vater. »Aber glaube mir, der Tag wird kommen, an dem dir meine Gesellschaft und diese Insel nicht mehr reichen werden.«

Das glaubte Esau sogar. Und natürlich hatte es Momente gegeben, da hatte er sich danach gesehnt, andere Menschen nicht nur über Video-Files zu erleben, sondern persönlich kennenzulernen.

Doch nun wurde all das von der Angst, seinen Vater zu verlieren und niemals mehr wiederzusehen, überschattet.

»Ich bin zu beneiden«, sagte Esaus Vater. Damit hatte er es geschafft, dass Esau ihm verwundert in die Augen blickte. Er konnte sehen, wie sein Vater strahlte. »Ich habe gesehen, dass dir ein wundervolles Leben bevorsteht. Du wirst Teil einer sehr großen Familie werden. Und du wirst ein glückliches, erfülltes Leben führen. Ohne dabei nur ein Werkzeug eines kosmischen Plans zu sein. Diese schwere Bürde

können wir heute endgültig an Dana Frost abtreten.«

»Ist das die Belohnung, von der du gesprochen hast?«

Sein Vater nickte. »Ich bin in der beneidenswerten Situation, zu wissen, dass es meinem Sohn gut ergehen wird. Ein größeres Geschenk kann einem Vater nicht gemacht werden. Es ist die perfekte Belohnung für uns beide.«

»Was nützt es, wenn du nicht dabei sein wirst«, sagte Esau.

»Aber ich bin dabei!«, flüsterte sein Vater. »Verstehst du das nicht? Ich habe deine Zukunft gesehen. Ich habe deine Familie gesehen. Deine Frau. Deine Kinder. Dein ganzes, erfülltes Leben. Und wenn du dieses Leben lebst, wirst du stets wissen, dass ich all das bereits gesehen habe. Auf diese Weise werde ich immer bei dir sein.«

»Und wenn Dana Frost an ihrer Aufgabe scheitert?«

Esaus Vater nickte. »Dann ist ohnehin alles verloren.«

*

30. April 2258
Erde, New York
15.51 Uhr

»Schwerster Fall von Cyber-Vandalismus«, sagte Richter Farlow und klickte sich durch die Files, deren Schadensauflistungen kein Ende nehmen wollten. »Veröffentlichung der Quellcodes neuer Virto-Games, gezielte Angriffe auf die Virto-Server-Anlagen, Diebstahl von Nutzerdaten der Virto-Gamer, die Errichtung eines illegalen interstellaren Botnets, Cyber-Angriffe auf über einhundert Derivats-HFT-Server{*}, und stets war das Opfer die *Sol-Vision Wizard Corporation*.«

»Das sind miese Abzocker«, antwortete ein sommersprossiger Junge mit bunten Haaren. Er trug ein silbernes, weit ausgeschnittenes Trägershirt und darüber eine blau glitzernde Hemdjacke mit riesigen Taschen, in die er seine Hände gesteckt hatte. Um seinen rosigen Hals baumelte eine grobmaschige Kette mit einem Anhänger, der ein Mantiden-Symbol zeigte.

Richter Farlow hob die Augenbrauen und musterte den Jungen streng. Er konnte sehen, wie ihm die Großmutter des frechen Bengels, die ihn zur Anhörung begleitet hatte, die Hand auf den Unterarm legte und mit finsterer Miene etwas ins Ohr flüsterte.

»Meine Großmutter sagt, ich solle besser den Mund halten«, sagte der Junge dennoch vorlaut.

»Deine Großmutter ist eine kluge Frau«, sagte Richter Farlow grimmig. »Und die Nano-Blusen, welche die Assistentinnen bei der Repräsentation trugen und die sich aufgrund von Malware plötzlich in Luft auflösten …«

»Wären Sie dabei gewesen, Sie würden sich nicht beschweren«,

grinste der sechzehnjährige Junge, der Peter Bench hieß.

»*Sol-Vision Wizard Corporation* beziffert den Schaden auf 14,3 Milliarden Credits.«

»Lächerlich«, erwiderte der Junge. »Deren Geschäfte gingen eh den Bach runter. Das neueste Virto-Game wäre so oder so gefloppt. Seit Jahren versuchen die, mit überzogenen Abmahnforderungen und unverschämten MMV{*}-Abo-Preisen die Virto-User abzuzocken.«

»Wie schön, dass du ihnen ein so lukratives Opfer lieferst«, sagte Richter Farlow streng. Er hatte sich immer selbst Kinder gewünscht, doch wenn er sich Fälle wie diesen ansah, löste sich dieses Verlangen schnell in Luft auf.

Es war schwer nachzuvollziehen. Dieser Peter Bench war hochintelligent, und er stammte aus gutem Hause. Wogegen rebellierte er nur?

Andererseits war es wahrscheinlich kein gutes Zeichen, dass er mit seiner Großmutter gekommen war. Peters Eltern, so hieß es, waren beruflich zu sehr eingespannt. Sie arbeiteten für das Independent Diplomatie Corps und befanden sich zurzeit wahrscheinlich noch nicht einmal im Solsystem. Und das, obwohl ihr eigener Sohn wegen eines Vergehens von kapitalem Ausmaß vor Gericht stand.

»Was heißt da lukratives Opfer?«, widersprach der Junge und grinste. »Ich habe keinen Cent!«

»Aber deine Eltern«, sagte Richter Farlow bestimmt. »Und wohl erst recht deine Großmutter.«

»Zufälligerweise habe auch ich keine 14,3 Milliarden Credits«, sagte Mrs. Wynford.

»Da hört man aber etwas anderes«, widersprach ihr Richter Farlow. »Es heißt, Sie seien eine der reichsten Frauen der Solaren Welten.«

»Es heißt so vieles«, antwortete die Dame mit den lila Haaren, die ihn mit den gleichen funkelnden Augen ansah wie ihr Enkel. Sie war Autorin der erfolgreichen e-Book-Reihe »Space Soap« – allgemein wurde ihr Vermögen auf mehrere Milliarden Credits geschätzt. »Aber deswegen sind wir nicht hier. Um die zivilrechtlichen Ansprüche werden sich ganz sicher die Anwälte meiner Tochter kümmern.«

Richter Farlow nickte. »In der Tat, dies ist eine Vorbesprechung für die Strafverhandlung. Und für das weitere Vorgehen und die in Betracht kommenden Erziehungsmaßnahmen.«

»Ich bitte Sie«, sagte Mrs. Wynford. »Strafverhandlung und Maßnahmen. Die Fantasie-Schadensziffern, die sich diese Firma da zusammenreimt, angeblich aufgrund von entgangenen Gewinnen, die sie im Leben nicht erzielt hätte, mögen hoch klingen, aber man darf auch nicht vergessen, dass niemand verletzt worden ist. Es geht hier um virtuelle Daten. Es war ein dummer Jungenstreich.«

»Cyber-Vandalismus ist kein Kavaliersdelikt«, widersprach Richter Farlow, obwohl er insgeheim der Großmutter des Jungen recht gab. Ihn sorgte auch gar nicht, was der Junge getan hatte, sondern was er in Zukunft noch anrichten würde, wenn man ihn nicht rechtzeitig in die

Schranken wies. Dieser Peter Bench schien zu glauben, er habe aufgrund der Stellung seiner Eltern und seiner Großmutter eine gewisse Narrenfreiheit. Wenn ihm nicht frühzeitig Grenzen gesetzt wurden, würde er wahrscheinlich irgendwann eine Dummheit begehen, die sich nicht mehr so leicht aus der Welt schaffen ließ. »Dir, mein Junge, wird in jedem Fall eine Aufsichtsperson zur Seite gestellt.«

»Ein Virto-Watcher?«, spottete Peter. »Geben Sir mir zehn Sekunden, und ich programmiere ihn zu meinem persönlichen Sklaven um.«

Richter Farlow hörte, wie Mrs. Wynford laut aufstöhnte. Doch Peter Bench hatte recht. Selbst bei weitaus kriminelleren Subjekten bestand die sogenannte Betreuung inzwischen nur noch in einem Virto-File, welches Daten sammelte. Genauso gut konnte man den Verurteilten ein e-Pad in die Hand drücken und sie bitten, Tagebuch zu führen.

»Es gibt noch andere Möglichkeiten«, sagte Richter Farlow streng. »Unterbringung in einer Jugendeinrichtung, Sozialdienst auf einem Methan-Planeten oder einer anderen Koloniewelt, Hausarrest mit eingeschränkten Freiheiten, überwacht von einer Robot-Drohne …«

»Hausarrest«, stöhnte Mrs. Wynford auf. »Der Junge sitzt doch ohnehin den ganzen Tag hinter seinen Terminals, oder er steckt stundenlang in einem Virto-Suit, um irgendwelche Cyberwelten zu erforschen.«

»Letztlich wird es auf einen sozialen Trainingskurs hinauslaufen«, sagte Peter und rekelte sich. »Ich werde an zwei Nachmittagen mit einer Gruppe von Spinnern im Kreis sitzen, irgendwelche Psycho-Spiele über mich ergehen lassen und dafür sorgen, dass am Ende der ganzen Komödie mindestens zwei Sozialhelfer ihren Job hinschmeißen.«

In diesem Moment poppte ein Textfeld auf Farlows Akten-Pad auf. Es war das Zeichen des Kastellans.

Farlow begann, die Zeilen zu überfliegen und hielt inne. Was dort stand, konnte Richter Farlow einfach nicht glauben.

Es waren nur vier Worte, doch sie – reichten, dass Farlow glaubte, einen Schlag auf den Kopf bekommen zu haben. Dort stand: »Esrim will dich sprechen.«

Farlow hatte noch nie mit Esrim gesprochen. Esrim sprach nur mit dem Kastellan. Die anderen Ritter der GRAFSCHAFT wussten noch nicht einmal, wo sich Esrim befand und wer Esrim war.

Sie wussten, wenn man genau war, noch nicht einmal, ob es den ominösen Esrim überhaupt gab.

Nachdem sich Farlow einigermaßen von seiner Überraschung erholte hatte, räusperte er sich. »Ich unterbreche die Anhörung für fünfzehn Minuten.« Er erhob sich, wandte sich dann aber noch einmal an die Frau mit den lila Haaren. »Mrs. Wynford, vielleicht können ja Sie …«

»Meinen Enkel zur Vernunft bringen?«, unterbrach sie ihn. »Das sagen seine Eltern auch immer. Und seine Lehrer. Und meine restlichen sechs Kinder und sechzehn Enkel. Wie erfolgreich ich dabei bislang war, können Sie ja sehen. Ehrlich gesagt hätte ich mir genau das von

Ihnen erhofft, Richter Farlow.«

Farlow nickte und hob die Augenbrauen. »Eine kurze Pause wird uns allen gut tun.«

*

30. April 2258
ALDEBARAN
fünf Lichtjahre von der Erde entfernt
16.30 Uhr

Plötzlich vibrierte der Boden, sodass sich David Stein an seinem Schreibtisch festhielt.

Aufgestellte Bilder fielen um, Pads, die überall auf den Kommoden und dem Tisch verstreut waren, verrutschten, und schließlich kippte sogar einer der Besucherstühle vor seinem Tisch zur Seite.

Als sich die Erschütterungen legten, berührte David die Ruftaste auf seinem Armband-Kom, während er sich erhob und zur Brücke eilte. »Stein an Brücke«, sagte er. »Wie ist der Status?«

»Turbulenzen im Bergstrom-Raum«, meldete Lieutenant Commander Lin Al-Qamar. David kannte den jungen Offizier bereits von der STERNENFAUST, wo er einst als Fähnrich gedient hatte. Den stattlichen Mann mit den schwarzen Haaren konnte selten etwas aus der Ruhe bringen, und so klang auch jetzt seine Stimme entspannt und in sich ruhend.

Nur wenige Sekunden später betrat David die ovale Brücke des Leichten Kreuzers, die sich im Zentrum des Schiffes befand.

»Sir«, rief Ortungsoffizier Lieutenant Ricardo Dunston. »Die Ortung ist komplett ausgefallen. Keinerlei Kontakt mehr zu irgendwelchen Bergstrom-Sonden. Funkkontakt nach Ganymed ist ebenfalls nicht mehr möglich.«

»Verlassen wir so schnell es geht den Bergstrom-Raum«, befahl David.

»Bremsmanöver eingeleitet«, rief Fähnrich Simon Jones, der für die Navigation der ALDEBARAN zuständig war. »Austritt aus dem Bergstrom-Raum in T minus zwölf Minuten.«

David nickte und nahm auf seinem Kommandostuhl Platz. Er wusste, dass dies lange zwölf Minuten werden würde.

»Beginne mit den System-Checks«, erklärte Al-Qamar.

»Informieren Sie mich umgehend, wenn Ihnen etwas Ungewöhnliches auffällt«, wies David ihn an, obwohl er sich vollkommen sicher war, dass mit den Systemen der ALDEBARAN alles in Ordnung war. Irgendetwas in diesem Raumgebiet sorgte für die Störungen, und er war überzeugt, dass die ELARA ebenfalls Opfer dieses Phänomens geworden war.

*

»Austritt aus dem Bergstrom-Raum in T minus dreißig Sekunden«, sagte Fähnrich Jones.

David setzte sich unwillkürlich etwas aufrechter. Auch wenn die Wahrscheinlichkeit, sozusagen blind aus dem Bergstrom-Raum auszutreten und dabei mit einem Planeten oder gar einem anderen Schiff zu kollidieren, astronomisch gering war – ein Ausbilder auf Ganymed hatte es damit verglichen, vom Erdorbit aus ein Reiskorn auf die Erde zu werfen und damit den Kopf eines Nagels zu treffen, der irgendwo auf der Erde im Boden steckte – so war es doch stets eine unterschwellige Befürchtung, wenn ein Schiff ohne vorherige Ortung den Bergstromraum verließ.

»T minus fünf, vier, drei, zwei, eins … Austritt aus dem Bergstromraum!«, meldete Fähnrich Jones. »Die Austrittsgeschwindigkeit beträgt 0,3986 LG. Soll ich das Bremsmanöver einleiten?«

David starrte auf die Anzeige des Panoramaschirms, so als hoffe er, darauf eine Veränderung erkennen zu können. Am liebsten wäre es ihm natürlich gewesen, wenn dort umgehend die ELARA aufgetaucht wäre, auch wenn dieser Wunsch mehr als unrealistisch war.

Die ALDEBARAN war seit einem Jahr nicht mehr mit einem Ionen-, sondern mit einem Mesonenantrieb ausgestattet. Es würde also nicht acht, sondern drei Stunden dauern, um das Schiff vollständig abzubremsen. Das war noch immer lange genug, um David in den Wahnsinn zu treiben. Allein die vielen Stunden, die es gedauert hatte, bis sein Antrag für diese Mission genehmigt worden war, hatten ihn bis zur Grenze erschöpft. Dann die Beschleunigungszeit, der knapp elf Stunden andauernde Flug im Bergstromraum …

»Wie weit sind wir von dem letzten bekannten Aufenthaltsort der ELARA entfernt?«, wollte David wissen.

»0,8 Lichtjahre«, antwortete Lieutenant Ricardo Dunston, der für Ortung und Funk zuständig war. »Und noch immer kein Funkkontakt zum Solsystem möglich.«

»Fähnrich Jones, behalten Sie die aktuelle Geschwindigkeit bei«, befahl David. »Sobald die Systeme wieder funktionieren, können wir unseren Flug im Bergstromraum fortsetzen.«

»Aye, Sir!«, sagte Navigationsoffizier Fähnrich Simon Jones.

»Irgendwelche relevanten Daten«, fragte David, »die unsere Probleme erklären könnten?«

»Ich messe ein leichtes 5D-Resonanz-Feld«, antwortete Dunston. »Dies ist aber unmöglich der Auslöser für die Störung.«

»Es könnte an einer erhöhten Tscherenkow-Strahlung liegen«, wandte Davids IO, Al-Qamar, ein.

»Das würde ich messen«, widersprach Dunston. Doch dann fiel es ihm offenbar selbst ein. »Das Resonanz-Feld!«

»So ist es, Lieutenant Dunston«, sagte Al-Qamar.

David, der nicht sofort verstand, bat um eine Erklärung. Al-Qamar gab mit einem Handzeichen zu verstehen, dass er Fähnrich Jones den Vortritt ließ.

»Ein 5D-Resonanz-Feld unterdrückt andere Strahlungs-Scans, insbesondere Tscherenkow-Impulse, weil diese oftmals von den 5D-Impulsen überlagert werden.«

Fähnrich Jones hatte es aufgesagt wie aus dem Lehrbuch, und David murmelte nur ein »Natürlich«. Die Auswirkungen von 5D-Impulsen war Basiswissen im Star Corps. Wie hatte er sich nur eine solche Blöße geben können?

Es lag natürlich an seiner Sorge um Wyona Ramesha. Ein guter Grund mehr, das Star Corps zu verlassen. Ein Offizier durfte sich nie durch persönliche Gefühle in seiner Einsatzbereitschaft tangieren lassen.

»Können uns die Turbulenzen im Bergstrom-Raum gefährlich werden?«, fragte David.

»Ich denke nicht«, antwortete Al-Qamar. »In der zwölfminütigen Bremsphase haben wir keine weiteren Erschütterungen verspürt.«

»Sir«, meldete sich Lieutenant Dunston zu Wort, »ich messe eine ungewöhnliche Ionenstrahlung. Erhöhte Neutronen- und Gammastrahlungspartikel, außerdem vereinzelte Beta- und Alphastrahlungswerte.«

»Beta- und Alphastrahlen können kaum aus dem Vakuum kommen«, überlegte David laut.

»Das genau war meine Überlegung, Sir!«

David nickte. Er versuchte sich zu konzentrieren, die Fakten sachlich zu prüfen, doch es half nichts. Seine Hände wurden eiskalt, und es gelang ihm kaum noch, klar genug zu denken, um den nächsten Befehl zu formulieren.

Alle auf der Brücke wussten natürlich Bescheid. Die Strahlungswerte traten typischerweise bei Raketengeschossen mit Atomsprengköpfen auf, wie sie die Morax verwendeten.

Und da sich die Morax über den X-Raum fortbewegten, war es auch mehr als wahrscheinlich, dass sie für das 5D-Resonanz-Feld verantwortlich waren.

»Entfernung zur theoretischen Strahlungsquelle«, sagte David schließlich und musste sich anschließend räuspern.

»Null Komma acht bis null Komma neun Lichtjahre«, antwortete Dunston.

Da sie nicht viel Zeit benötigten, um in den Bergstrom-Raum zu wechseln, würde die Flugzeit etwa eineinhalb Stunden betragen.

David holte tief Luft. Eineinhalb Stunden weitere Ungewissheit. Im Grunde eine Ewigkeit.

»Zurück in den Bergstrom-Raum. Setzen Sie Kurs auf die Strahlungsquelle«, befahl er an seinen IO gewandt. »Informieren Sie mich über jede noch so geringe Kleinigkeit.«

»Natürlich, Captain.«
Ohne ein weiteres Wort verließ David die Brücke.

*

30. April 2258
Erde, New York
16.37 Uhr

Wenn Jane Wynford einen Blick auf Peter warf, wusste sie nie, ob sie den Jungen in den Arm nehmen oder ausschimpfen sollte.

Sie versuchte sich klarzumachen, dass seine rebellische Phase verschiedene Ursachen haben konnte und dass ihm wahrscheinlich eine Bezugsperson fehlte, ein Vorbild, an dem er sein Verhalten orientieren konnte. Stattdessen trieb er sich unentwegt in den Virto-Netzen herum, wo man ihm für seine albernen Aktionen auch noch Beifall spendete.

In ihrem Bekanntenkreis hieß es stets, Peter fehle ein männliches Vorbild. Aber an Ratschlägen fehlte es ja nie, wenn es um Erziehung von Kindern ging. Von »Peter sollte mehr Zeit mit seinem Vater verbringen« über »Er sollte mehr Sport machen« bis hin zu »Das wird sich geben, wenn er erst einmal seine erste Freundin hat« war alles dabei.

Hinzu kam, dass Jane mit ihrem eigenen Leben auch nicht wirklich zufrieden war. Und es gab noch nicht einmal jemanden, mit dem sie darüber hätte reden können.

Nach dem Tod ihrer Schwester Caress, der sich vor sechs Jahren ereignet hatte, war Jane am Boden zerstört gewesen. Damals hatte sie mit dem Schreiben begonnen, was zugleich eine Therapie war. Sie konnte in der Figur Cassandra Ford nicht nur ihre Schwester Caress quasi wieder auferstehen lassen, sie konnte mit ihr auch all die aufregenden Abenteuer erleben, die das echte Leben nicht bot.

Cassandra Ford hätte gewusst, wie sie mit Peter umzugehen hatte. Wahrscheinlich wäre es ihr wohl auch deswegen so leicht gefallen, weil Jane nicht nur Cassandra die genau passenden Worte in den Mund gelegt hätte, sondern auch Peter. Dummerweise verliefen die Gespräche im wahren Leben nie so wie in den eigenen Geschichten.

Janes »Space Soap«-e-Books waren ein geradezu irrwitziger Erfolg. Ein Erfolg, mit dem Jane im Traum nicht gerechnet hätte. Manchmal war ihr die Begeisterung der Öffentlichkeit sogar ein wenig unheimlich, und sie hatte schon mehrfach überlegt, die Reihe abzubrechen.

Wegen des Geldes tat sie es nicht. Zumindest nicht direkt. Was viele Artikelschreiber, die sie gerne zur reichsten Frau der Galaxis kürten, nämlich stets übersahen, war der Umstand, dass Jane fast ihre gesamten Honorare in wohltätige Einrichtungen und Stiftungen fließen

ließ. Doch genau diese Einrichtungen und Stiftungen waren inzwischen mehr und mehr von den Honorarschecks abhängig, die nur durch entsprechenden Nachschub an »Space Soap«-Romanen erzeugt wurden.

Doch das Schreiben verlor an Reiz, wenn dadurch das reale Leben fad und dröge zu werden drohte. Das war auch der Grund, weshalb sich Jane seit einigen Monaten mit einem ganz anderen Gedanken beschäftigte. Es war eine Idee, über die sie mit noch niemandem gesprochen hatte.

»Peter«, sagte Jane schließlich und seufzte still in sich hinein.

Der Junge blickte noch nicht einmal von seinem Pad hoch.

Jane wartete, während sie ihn ansah. Er tat so, als ignoriere er sie, als habe er sie nicht einmal gehört, aber schließlich sagte er doch gedehnt: »Was denn?«

»Was würdest du von der Idee halten, dass ich mich beim Star Corps bewerbe?«

Immerhin hatte sie es mit dieser Frage geschafft, seine aggressive Ignoranz zu durchbrechen. Peter blickte auf und sah sie mit seinen faszinierenden hellgrauen Augen an, die unter freiem Himmel oft blau und innerhalb von Räumen meist grün schimmerten. »Als was?«, sagte er und zog die Augenbrauen hoch.

»Als Kadett natürlich«, antwortete Jane.

Peter war intelligent, und sie konnte seinem Gesicht ansehen, dass er überlegte, ob sie sich das nur ausgedacht hatte, um ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

»Ich trage mich schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken«, fügte Jane daher hinzu.

»Seit wie lange?«, wollte Peter wissen. »Seit Jahrzehnten?«

Jane verzog den Mund zu einem ironischen Lächeln. Diesen leicht hinterhältigen Humor hatte der Junge eindeutig von ihr geerbt, da gab es gar keinen Zweifel. »Du denkst, ich bin zu alt«, sagte sie.

»Man ist so alt, wie es im ID-Pass steht. Wenn du willst, kann ich da ein paar Jahrzehnte streichen.«

Jane verdrehte die Augen. »Daran habe ich keinen Zweifel. Außerdem bin ich gerade mal siebzig.«

»Dir ist es wirklich ernst mit der Idee«, sagte Peter schließlich, auch wenn er seine Stirn noch immer ungläubig in Falten warf.

Doch mit seiner Bemerkung hatte Peter einen erstaunlichen Punkt getroffen. Es war ihr *tatsächlich* ernst damit. Es war nicht nur eine verrückte Idee, eine spontane Laune, ein dummer Einfall. So albern es klang, aber Jane hatte das Gefühl, dass es ihr Schicksal war, zum Star Corps zu gehen, um dort eine extrem wichtige Aufgabe zu erledigen.

»Du bist ein kluger Junge«, sagte Jane anerkennend.

»Sag jetzt bitte nicht, wie schade es ist, dass ich nichts aus meiner Intelligenz mache«, stöhnte Peter.

Jane grinste. »Jetzt unterschätzt du mich aber, mein lieber Peter!«

»Mrs. Wynford, Peter«, hörte sie die Stimme von Richter Farlow.

»Es geht also weiter«, sagte Peter und seufzte ein wenig. Offenbar hätte er sich lieber noch ein wenig mit Jane unterhalten. Und Jane musste zugeben, dass es ihr ähnlich erging.

Richter Farlow sah ein wenig verändert aus. Seine hellblonden, krausen Locken wirkten völlig durcheinander, so als sei er sich in seiner Abwesenheit andauernd wild durch die Haare gefahren.

Als er sich umdrehte, um den Korridor entlangzugehen – in die entgegengesetzte Richtung des Verhandlungssaals – rief ihm Jane hinterher: »Wo gehen wir denn hin? Der Sitzungsraums ist dort entlang!«

»Wir gehen in mein Büro«, murmelte der Richter, sodass man es kaum hören konnte.

Jane warf einen verwunderten Blick zu Peter, der nur mit gleichgültiger Miene die Schultern zuckte.

Hastig liefen sie dem Richter hinterher und erreichten einen hellen Raum mit einem großen Panoramafenster und mehreren Monitorflächen. Auf dem weißen Schreibtisch waren mindestens zwei Dutzend Pads in unterschiedlichen Größen verstreut.

»Nehmen Sie doch Platz«, sagte Richter Farlow und deutete auf die Besucherstühle, die seinem Schreibtisch gegenüberstanden.

Der Richter selbst setzte sich in den Stuhl hinter seinem Schreibtisch und lehnte sich zurück, während er die Arme über dem Kopf verschränkte.

»Was hat das zu bedeuten?«, wollte Jane wissen. Sie konnte regelrecht spüren, dass hier etwas Merkwürdiges vorging.

»Ich werde das Verfahren gegen eine geringe Auflage einstellen«, sagte Richter Farlow.

»Eine geringe Auflage?«, wollte Peter wissen. »Was für eine Auflage.«

»Eine so geringe Auflage, dass es lachhaft ist.«

»Was für eine Auflage?«, wiederholte Peter seine Frage.

Richter Farlow holte tief Luft. »Das ist ein wenig schwer zu erklären.«

Jane kannte das hilflose Gefühl, nach den richtigen Worten zu suchen, nur zu gut. Daher konnte sie dem Mann Ende dreißig mit seinen zahlreichen Lachfältchen auch genau ansehen, dass genau das im Moment sein Problem war: die richtigen Worte zu finden.

»Ich möchte, dass Sie beide mich in den nächsten Stunden begleiten«, sagte der Richter schließlich.

»Begleiten?«, fragte Jane. »Wohin?«

»Zu einer Wohnung.«

Wieder schwieg der Mann, und Jane wurde allmählich wütend. »Lassen Sie sich nicht jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen. Was für eine Wohnung? Was sollen wir dort?«

»Dort werden wir einen Mord verhindern.«

Jane erhob sich. Mit einem strengen Blick gab sie Peter zu verstehen, dass er sie begleiten möge, doch Peter, der das alles fast schon wieder amüsant fand, lümmelte so tief in dem Stuhl, dass sein Kopf auf der tiefen Rücklehne ruhen konnte. Er machte keine Anstalten, sich zu

bewegen, also wandte sich Jane an den Richter: »Richter Farlow, wie soll ich meinem Enkel den Ernst der Lage vermitteln, wenn ich das Gefühl haben muss, sie spielen mit uns alberne Spielchen.«

»Die *Sol-Vision Wizard Corporation* wird auf sämtliche zivilrechtlichen Ansprüche verzichten«, erklärte Richter Farlow. »Sie zieht auch den Strafantrag zurück, und ich kann mit dem zuständigen Staatsanwalt sprechen. Doch das hängt davon ab, ob Sie bereit sind, mir einen kleinen Gefallen zu tun.«

Jane starrte ihn für einen Moment reglos an. »Zum letzten Mal: Ich will sofort wissen, was hier gespielt wird.«

Richter Farlow berührte ein Sensorfeld auf seinem Schreibtisch, und einer der Wandmonitore aktivierte sich.

Darauf war ein Mann zu sehen, der braunes, dünnes Haar hatte. Seine Haut war dunkel gebräunt, und er trug einen modernen Nano-Geschäfts-Suit. »Guten Tag, Mrs. Wynford. Guten Tag Peter – ich darf doch Peter sagen?«

»Von mir aus«, erwiderte Peter. »Und wie darf ich dich nennen?«

Jane wollte Peter schon ein vorwurfsvolles »Peter!«, zuflüstern, doch ihre Reaktionen waren im Moment ein wenig verlangsamt, sodass der Mann auf dem Monitor ihr zuvorkam.

»Ich heiße Jason Meyer«, sagte er. »Aber du, Peter, darfst gerne Jason zu mir sagen.«

Jason Meyer?

Jeder in den Solaren Welten kannte Jason Meyer, der vor wenigen Jahren auf der Bildfläche erschienen war. Er war reich geboren, und dank sehr günstiger Spekulationen hatte er in den letzten zwei Jahren sein Vermögen angeblich um den Faktor siebenhundert vergrößern können, sodass er nun Multimilliardär war. Er kaufte sehr viele Unternehmen auf, doch anstatt diese Unternehmen durch Fusionen zu einem Großunternehmen zusammenzuführen, ließ er die autarken Einheiten bestehen. Er nannte das in seinen Interviews »Risiko-Streuung«, und in den Wirtschaftsteilen der Mainstream-Mediastreams war bereits vom »Meyer-Prinzip« die Rede, zumal er dadurch geschickt die kartellrechtlichen Monopolverbote umging.

Er ist so reich, wie die Medien es mir unterstellen, dachte Jane.

»Um es kurz zu machen«, sagte Jason Meyer. »Die *Sol-Vision Wizard Corporation* steht unter meinem Einfluss.«

»Sie wollen mir wirklich erzählen, Sie hätten, ohne dass es jemand mitbekommen hat, die Aktien-Mehrheit dieses Großkonzerns erworben?«, fragte Peter ungläubig.

Jason Meyer lächelte. »Der Jahrhunderte alte Aberglaube, man müsse bei einem Unternehmen die Aktienmehrheit haben, um es zu lenken«, sagte er nur.

»Ist es etwa nicht so?«, fragte Jane ungläubig nach.

»Nein«, sagte Jason Meyer. »Die meisten Investmentfonds und die unzähligen institutionellen Anleger haben doch weder die Zeit noch die Ressourcen, um sich im Einzelnen um die Personalien der

Geschäftsführung von aktiengesteuerten Unternehmen zu kümmern. In der Regel genügt es vollkommen, wenn zehn bis zwanzig Prozent der Aktionäre mit der aktuellen Geschäftsführung unzufrieden sind. Einundzwanzig Prozent der Firmenaktien befinden sich in den Händen von mir und meinen Gesellschaften. Damit konnte ich genug Druck auf den Verwaltungsrat der *Sol-Vision Wizard Corporation* ausüben. Und vergessen Sie nicht die Rating-Agenturen, die sich ebenfalls in meinem Besitz befinden und mit denen ich noch mehr Druck ausüben kann. Sobald ich die Buschtrommel rühre, werden sich mir die anderen Aktionäre wie die blinden Schafe anschließen, allen voran sämtliche Verwalter der Solaren Pensionsfonds und jede noch so unbedeutende Investmentfondgesellschaft, die auch nur ein paar Aktien von der *Sol-Vision Wizard Corporation* in ihrem Portfolio hat. Mein Gespräch mit dem aktuellen CEO von der *Sol-Vision Wizard Corporation* dauerte daher auch nur vier Minuten. Dann hatte der Mann sehr gut begriffen, wozu ich in der Lage bin.«

»Das heißt«, sagte Jane, »Sie haben den CEO von *Sol-Vision Wizard Corporation* erpresst, damit er veranlasst, dass die völlig überzogenen Zivilansprüche nicht mehr weiter verfolgt werden.«

»Die Rechtsabteilung der *Sol-Vision Wizard Corporation* sitzt gerade an einem entsprechenden Schreiben, das sicher noch heute dem Anwalt Ihrer Tochter zugehen wird.«

Jane warf einen ungläubigen Blick auf Richter Farlow, doch er wich ihren Augen aus und schien nach irgendeinem Text auf einem Pad zu suchen.

Auch Peter kniff die Augen misstrauisch zusammen. »Bleibt nur noch eine Frage: Weshalb tun Sie das? Was könnten meine Großmutter und ich erledigen, was nicht einer ihrer mehreren Tausend Lohnsklaven für Sie erledigen könnte?«

»Für mich tun Sie gar nichts. Sie tun etwas für Esrim!«

»Und wer ist Esrim?«, fragte Jane, ohne noch den geringsten Hehl daraus zu machen, dass sie dieses Gespräch immer absurder fand. »Soll dieser Esrim ermordet werden?«

Der Richter schüttelte den Kopf. »Esrim ist der mit Abstand wichtigste Mann für die Menschheit. Um nicht zu sagen, für die Galaxis. Ich habe mein Leben diesem Mann verschrieben.«

Jane schüttelte den Kopf. »Sagen Sie einfach, was Sie von uns verlangen«, stöhnte sie schließlich.

»Ich möchte mir das Talent Ihres Enkels ausleihen.«

»Ich habe viele Talente«, grinste Peter. »Aber ich werde mich nicht von Ihnen kaufen lassen.«

»Vielleicht tust du es, wenn du weißt, um was es geht«, erwiderte Jason Meyer. »Ich möchte, dass du dich in mehrere Datenbanken hackst, um einen Mann namens Joe Mulcahy finanziell zu ruinieren und ihm das Sorgerecht für seinen Sohn zu entziehen.«

Bei diesen Worten hielt es Jane nicht mehr auf ihrem Sitz. »Ich höre wohl nicht recht. Das ist ja schlimmer, als ich befürchtet hatte.«

Sie ging einen Schritt auf den Richter zu und zischte ihn an: »Was für ein Richter sind Sie bloß? Glauben Sie wirklich, ich lasse mich auf so ein korruptes Spiel ein? Ich werde Sie anzeigen!«

Richter Farlow gab keine Antwort.

»Wer ist dieser Joe Mulcahy?«, wollte Peter von Jason Meyer wissen. »Irgendein Konkurrent, den Sie beseitigen möchten?«

»Nein, kein Konkurrent«, sagte Meyer. »Im Gegensatz zu dir, im Gegensatz zu deiner Großmutter, zu Richter Farlow und sogar zu mir, ist dieser Joe Mulcahy in dieser Geschichte vollkommen unbedeutend. Ein Niemand!«

»Wir gehen«, forderte Jane ihren Enkel so energisch auf, dass dieser sich sogar ohne zu zögern aus seinem Stuhl erhob.

»Wenn Sie jetzt durch diese Tür gehen, werden Sie und Ihr Enkel in wenigen Tagen tot sein«, rief Richter Farlow.

Jane erstarrte und drehte sich auf dem Absatz um. »Was für eine abstruse Drohung soll das jetzt sein?«, rief sie.

»Wir alle haben ein Schicksal«, sagte Jason Meyer. »Ihres mag es sein, sich beim Star Corps zu bewerben und dort als ältester Kadett in der Geschichte der Solaren Raumstreitkräfte Karriere zu machen.«

Jane spürte, wie ihr Herz heftig zu pochen begann. Wie konnte Jason Meyer von ihren Plänen wissen, dem Star Corps beizutreten? Hatte er etwa ihr Gespräch mit Peter auf dem Korridor belauscht?

»Woher wissen Sie das?«, flüsterte sie.

Jason Meyer ging auf die Frage nicht ein. »Vielleicht aber ist ihr Schicksal ein anderes«, sagte er nur. »Vielleicht ist es ihr Schicksal, mehreren Personen das Leben zu retten. Sie vor einer Tragödie zu retten, die sich bald im Solsystem ereignen wird.«

Jane zögerte.

»Was hat es mit diesem Joe Mulcahy auf sich?«, wollte Peter wissen.

»Er ist ein Mann«, erhob Richter Farlow seine Stimme, »der seit zwei Jahren Spaß daran findet, seinen Sohn zu misshandeln. Heute wird sein Sohn sich entschließen, sich zu wehren und seinen Vater umbringen. Wir können diesen Mord verhindern und dafür sorgen, dass dieser Mann seinem Sohn nie wieder etwas antun wird.«

»Wenn Sie das alles wissen, warum verhaften Sie diesen Joe Mulcahy nicht einfach?«

»Weil sein Sohn niemals gegen seinen Vater aussagen würde«, antwortete Richter Farlow.

»Wenn dieser Joe Mulcahy wirklich so ein Mistkerl ist, dann helfe ich Ihnen«, sagte Peter.

»Jetzt aber mal langsam«, schüttelte Jane den Kopf. »Woher wissen wir, dass Sie sich diese fantastische Geschichte nicht einfach ausgedacht haben?«

»Sie wissen doch längst, dass ich das nicht getan habe«, sagte Richter Farlow.

»Ich werde Ihnen alles zeigen. Aber wir brauchen ein Druckmittel, damit dieser Joe Mulcahy von seinem Sohn ablässt. Und dieses

Druckmittel benötigen wird jetzt.«

»Sie verlangen viel, Richter Farlow«, sagte Jane.

»Ich weiß«, erwiderte der Richter, »doch glauben Sie mir, Sie werden zum Ausgleich sehr viel bekommen.«

*

Sanft setzte das Schwebe-Taxi neben dem Gehsteig auf.

Es war eine durchschnittliche Mietgegend. Zwei Häuser weiter befand sich ein Park, von dem Kindergeschrei ausging. Es schwebten mehrere Imbiss-Robots durch die Luft, die man mit jedem gewöhnlichen Kom-Pad herbeirufen konnte, um sich mit Süßigkeiten oder Snacks zu versorgen. Wie immer leiteten die schwebenden Mini-Imbiss-Robots aufdringliche Aromastoffe in die Luft, um den Appetit potenzieller Kunden anzuregen.

»Fertig«, sagte Peter und reichte Richter Farlow sein Pad.

»Du machst Witze«, sagte der Richter. »Du bist wirklich fertig?«

»Die meisten Passwörter hatte ich doch ohnehin von Ihnen und von Jason. Im Grunde hätten Sie mich doch gar nicht gebraucht.«

Richter Farlow schüttelte den Kopf. »Weißt du Junge, du könntest wirklich reich werden, wenn du deine Talente nicht für diesen albernen Cyber-Vandalismus vergeuden würdest.«

Peter grinste. »Reich würde ich, bekäme ich jedes Mal, wenn ich mir diesen Spruch anhören muss, einen halben Credit!«

»Glaubst du nicht, dass du den Spruch vielleicht deshalb so oft zu hören kriegst, weil er die Wahrheit ist?«

»Nein«, sagte Peter entschlossen. »Daran ist gar nichts wahr. Reich wird man doch nicht durch Genialität. Reich wird man durch Gier und Skrupellosigkeit, wobei es meist ohnehin nur die Privilegierten sind, die in der Lage sind, ihre Reichtümer zu vermehren. Alle anderen verdienen gerade mal so viel, um ihre laufenden Kosten zu decken und sich vielleicht die eine oder andere größere Anschaffung zu leisten. Mit den Talenten, die Sie als genial bezeichnen, könnte ich vielleicht mein Dasein als trostloser Virto-Programmierer fristen. Wissen Sie, wie es im Moment den meisten Virto-Programmierern ergeht? Heutzutage sind Achtzig-Stunden-Wochen völlig normal, und in der ›Crunch Time‹ vor dem Release wagen sich die armen Arbeitssklaven nicht einmal mehr nach Hause und übernachten in ihren Büros, während sich die Geschäftsführer mit ihren Boni eine goldene Nase nach der anderen verdienen. Was meine Genialität angeht, so glauben Sie doch nicht ernsthaft, ich könnte sie wirklich umsetzen. Ich dürfte mir allenfalls überlegen, wie ich die Entscheidungen inkompetenter Projektleiter und die kurzsichtigen Sparvorstellung der Management-Fuzzis umsetzen kann. Am Ende läuft alles auf das Zusammenstreichen von Features hinaus, bis jeder im Team weiß, dass das fertige Produkt nichts als überteuerter Cyber-Müll ist. Und wenn ich dann nach zehn Jahren mit

einem saftigen Burnout auf der Straße lande, holt man sich eben den nächsten angeblich so genialen Jungspund zum Ausbeuten. Sorry, ich bin nicht dumm genug, um dieses Spiel mitzumachen.«

Peter musterte die hochgezogenen Augenbrauen von Richter Farlow und fügte schnell hinzu: »Und nein, sagen Sie jetzt nicht, dass ich in die Politik gehen soll. *Den* Satz kann ich nämlich auch nicht mehr hören.«

»Ich gebe mich geschlagen«, erwiderte Farlow und hob die Hände.

In diesem Moment hielt neben ihnen ein weiterer Gleiter. Die Türen öffneten sich, und Jason Meyer trat aus dem hinteren Teil des Gefährts. Ihm folgte ein Junge, den Jane auf etwa zehn Jahre schätzte. Ihr fielen sofort seine sanften, grünen Augen auf, und seine fast altmodische, klassisch gefärbte Stoffkleidung.

Richter Farlow schien zu erstarren, als er den Jungen sah. »Ist das Esau?«, fragte er Jason Meyer, der nur nickte.

Farlow beugte sich zu diesem Esau hinunter und gab ihm die Hand.

»Es ist mir eine große Ehre«, hörte Jane den Mann sagen und konnte ein Kopf schütteln nicht unterdrücken.

»Ich wusste nicht, dass Sie Esau mitbringen würden«, sagte Richter Farlow zu Jason Meyer. »Was hat das zu bedeuten? Ich dachte, nur der Kastellan darf Esrim und Esau sehen?«

»Ist das der Junge?«, wollte Peter wissen. »Der Junge, der misshandelt wird?«

»Nein«, sagte Jason. »Du meinst Cody. Er ist ein wenig älter und befindet sich oben im Haus. Wir gehen gleich zu ihm.«

»Verlieren wir besser keine Zeit«, bestätigte Richter Farlow.

»Es eilt nicht«, sagte Jason Meyer.

»Es eilt nicht, wenn ein Kind misshandelt wird?«, fragte Jane ungläubig.

»Es kümmert sich im Moment jemand anderes darum«, wehrte Jason Meyer ab.

»Esau ist also dein Name«, stellte Jane fest. »Ich bin Jane Wynford, und das ist mein Enkel Peter.«

Der Junge nickte nur und blickte sich so zögerlich, fast ängstlich um, als habe er noch nie so viele Menschen auf einem Haufen gesehen. Außerdem fiel Jane auf, dass er einen furchtbar traurigen Eindruck machte.

Jane wollte ihn schon fragen, was er auf den Herzen habe, aber irgendwie fand sie nicht die richtigen Worte. Dafür ergriff sie Esaus Hand, und sie war überrascht, dass der Junge sofort den Druck erwiderte und ihre Hand so fest umklammerte, als habe er Angst, Jane könne den Griff wieder lösen.

»Die Wohnung liegt im ersten Stockwerk«, sagte Richter Farlow.

Obwohl sich mehrere Lifts im Korridor befanden, benutzte er die Treppe, und die anderen folgten ihm.

Als sie die obersten Stufen erreichten, hörte Jane die Stimme einer Frau, die »Absurd, soso« sagte.

Dann hörte Jane die angenehme, sehr tiefe, doch zugleich noch junge

Stimme eines Mannes, der sagte: »Vielleicht so absurd, wie den eigenen Sohn mit einem kridanischen Dolorator zu quälen?«

Was war ein kridanischer Dolorator?

Jane fragte sich, ob das nun den ganzen Tag so weiterging. Kastellan, Dolorator … würde sie andauernd mit rätselhaften Begriffen und Andeutungen konfrontiert werden, die sie nicht verstand?

»Was geht hier vor?«, wandte sich Jane an Jason Meyer, der neben ihr ging. »Sind wir zu spät?«

»Alles verläuft nach Plan«, sagte er nur und warf ihr einen vieldeutigen Blick zu.

»Ich bin Dana Frost«, hörte Jane die Stimme einer jungen Frau. »Das hier ist Bruder William vom Orden der Christophorer.«

Dana Frost? Doch nicht etwa die Dana Frost von der STERNENFAUST?

Jane hatte über Dana Frost recherchiert und sogar eine Figur in ihrer »Space Soap« ein wenig Dana Frost nachempfunden.

Nun konnte Jane die offene Wohnungstür sehen. Dort befand sich tatsächlich eine Frau, die eine Star-Corps-Jacke trug. Neben ihr stand ein Mann in einer dunkelgrauen Kutte, wie sie bei den Christophorer-Mönchen vom Sirius-System üblich war. Jane wusste genug über die STERNENFAUST, dass ihr klar war, dass es sich bei den beiden wirklich um die Kommandantin und den Berater des Sondereinsatzkreuzers handelte.

»Das war es schon? Das erklärt noch nicht, was Sie in meiner Wohnung zu suchen haben!«, hörte Jane eine Stimme, die aus der Wohnung kam.

»In der Tat«, sagte Bruder William. »Unglücklicherweise ist die Frage, *weshalb* wir hier sind, nicht ganz so leicht zu beantworten.«

Damit hatte der Christophorer-Mönch ohne Zweifel Jane das Wort aus dem Mund genommen. Hier war gar nichts leicht zu erklären. »Dito«, rief sie der Gruppe zu.

Dana Frost und Bruder William drehten sich um und blickten Jane überrascht in die Augen.

»Darf ich vorstellen«, sagte der Richter Farlow, »die reizende Dame hier ist Jane Wynford, ich bin Pratte Farlow und der Junge hier ist Esau.«

»Und ich bin Jason Meyer!«

Nur Peter sagte nichts.

»Jane Wynford?«, rief Dana Frost verwundert. »Doch nicht etwa *die* Jane Wynford?«

Jane nickte. »Sagen Sie es schon! Ich bin die Space-Oma! Auch wenn Sie sich vorstellen können, dass dies nicht gerade meine Lieblingsbezeichnung ist. Irgendein Schwachkopf glaubte wohl, witzig zu sein, als er sich diese dämliche Bezeichnung ausdachte. Seitdem klebt das Wort an mir wie weganische Stachelkrautpaste.«

»Sie alle verschwinden von hier«, fuhr ein Mann mit einer reichlich hässlichen Visage dazwischen. Das war wohl der Kerl, der seinen Sohn

misshandelte. »Dieser Wahnsinn endet hier und jetzt!«

»Mister Mulcahy«, sagte Richter Farlow und richtete sich besonders groß auf, fast so, als wäre er vor Gericht und würde gerade ein Urteil verkünden, »in meiner Eigenschaft als Richter kann ich Ihnen versichern, dass sämtliche Anträge ordnungsgemäß eingereicht wurden.«

»Anträge?«, stammelte der Fiesling.

»Antrag auf Entzug des Sorgerechts und Strafanträge wegen Körperverletzung, Untreue, Insiderhandel und Betriebsspionage biomedizinischer Daten zulasten der *Mercury Mining Company*, die zugleich zivilrechtliche …«

»Das ist absurd!«

»Die Daten wurden mir persönlich von den verantwortlichen Geschäftsführern zur Verfügung gestellt.« Jane musste ein Schmunzeln unterdrücken. Richter Farlow schien dies offenbar zu genießen.

»Lachhaft!«

»Dann checken Sie besser mal Ihre Messages!«

Peter warf Jane ein verstohlenes Grinsen zu. Und sie lächelte zurück.

In diesem Moment wusste sie, dass sie sich auf Peter immer verlassen konnte. Er war ein Idealist, sie musste ihm nur einen Weg zeigen, diesen Idealismus nicht länger auf illegale Weise auszuleben. Wozu unterstützte sie all die vielen Non-Profit-Organisationen? Peter wäre dafür genau der richtige.

»Damit kommen Sie nicht durch«, japste der Fiesling.

»Ihre Credit-Konten sind bereits eingefroren«, sagte Richter Farlow. »Wenn wir mit Ihnen fertig sind, haben Sie kein Geld mehr, keinen Sohn mehr und keine Zukunft mehr. Es wird der Tag kommen, an dem Sie sich wünschen werden, Cody *hätte* ihnen das Messer in die Kehle gerammt.«

Messer, stutzte Jane fast noch mehr als der Fiesling. Doch noch jemand war überrascht: Dana Frost.

»Sie wissen davon?«, wollte Dana wissen.

Bruder William beugte sich zu Esau hinunter und sah ihm in die großen, grünen Augen. »Du bist also Esau«, sagte der Christophorer-Mönch. Woher kannte der Mann den Jungen? »Ich bin Bruder William und habe schon viel von dir gehört.«

»Sie haben von dem Jungen gehört, Bruder William?«, wunderte sich Dana Frost. »Wie soll ich das verstehen?«

Wie sollte hier überhaupt noch jemand etwas verstehen?

»Wie alt bist du?«, fragte Bruder William, und Jane atmete innerlich auf. Endlich mal eine einfache, nachvollziehbare Frage.

»4,6 Milliarden Jahre«, antwortete der Knabe.

Für einen Moment noch glaubte Jane, der Junge habe einfach nur einen Scherz gemacht, doch Bruder William schien über diese Antwort regelrecht erfreut zu sein. Er richtete sich einfach nur auf und lächelte.

»Halt, Moment!«, rief Jane. »Auszeit!«

Alle wandten sich an sie.

»Es reicht jetzt. Ich mag Mystik. Ich mag Rätsel. In meiner ›Space Soap‹ kommen sie immer wieder vor. Aber jetzt reicht es. Ich will jetzt Schritt für Schritt Antworten hören. Keine Ausflüchte, keine Rätsel, keine kryptischen Andeutungen, einfach nur Antworten. Und zwar eine nach der anderen, so lange, bis keine Fragen mehr bleiben. Ich will also auch keine dieser typischen Antworten, die tausend neue Fragen nach sich ziehen. Ich will genau wissen, was hier vor sich geht.«

»Mrs. Wynford«, sagte Dana Frost trocken, »glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage: Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund.«

*

30. April 2258
ALDEBARAN
21.35 Uhr

»Ich habe die ELARA in der optischen Erfassung«, meldete Lieutenant Dunston.

»Noch immer erreichen uns keine Funkdaten«, sagte Fähnrich Jones. David hätte den schlaksigen Jungspund mit den vielen Sommersprossen am liebsten gepackt, aus seinem Sitz gezerrt und in sein lachhaftes Greenhorn-Gesicht gebrüllt, dass ihm das selbst klar sei.

Doch David beherrschte sich.

Er war rational genug, um zu erkennen, dass seine Nerven blank lagen. Es hatte eineinhalb Stunden gedauert, die neue Position im All zu erreichen, dann noch einmal eine Stunde, bis man erste Scan-Werte erhielt und auf Bremsmanöver ging, und nun abermals zwei Stunden, um zumindest auf zehnprozentige Lichtgeschwindigkeit zu verlangsamen.

Und nun hatten sie die ELARA endlich in der optischen Erfassung, waren jedoch noch immer zehn Lichtminuten entfernt.

Das, was sie auf dem Monitor sahen, war ein Blick in die Vergangenheit. Das Schiff konnte längst explodiert sein, und sie würden es im Moment nicht erkennen.

Es würde noch einmal fast zwei Stunden dauern, um die ALDEBARAN soweit abzubremsen, dass man ein Shuttle ausschleusen und zur ELARA übersetzen konnte. Und wenn der Funk zu dem Shuttle ausfiel, würde David noch länger im Ungewissen warten.

Daher hatte er sich längst entschlossen, sich an Bord dieses Shuttles zu begeben. Er würde sich auch gar nicht erst auf eine Diskussion mit Al-Qamar einlassen. Niemand konnte ihn davon abhalten, zusammen mit einem Shuttle-Piloten und einem Fire-Team zur ELARA überzusetzen.

Missmutig warf David einen Blick auf seinen IO und dachte, dass er die unvermeidliche Diskussion auch gleich hinter sich bringen konnte. Mit einem Handzeichen winkte er Lieutenant Commander Al-Qamar

zu sich heran.

Als der dunkelhaarige Offizier merkte, dass David ihm etwas zuflüstern wollte, beugte er sich ein wenig zu ihm herab, denn obwohl David nicht gerade klein war, überragte ihn Al-Qamar um locker zehn Zentimeter.

»Ich werde mich selbst auf die ELARA begeben«, murmelte David.

Al-Qamar wollte gerade zu etwas ansetzen, als David ihn gar nicht erst zu Wort kommen ließ. »Sie haben derweil das Kommando«, sagte David schnell.

Erneut setzte Al-Qamar an, erneut kam ihm David zuvor: »Sollte etwas Ungewöhnliches passieren, dann verschwinden Sie mit der ALDEBARAN so schnell es geht. Keine Rettungsaktionen. Keine Sonderbehandlung.«

Als für einige Sekunden Stille herrschte, glaubte Al-Qamar offenbar, endlich etwas einwenden zu können, doch auch jetzt war David schneller: »Ich weiß, ich weiß. Es ist unüblich. Mein Platz ist auf diesem Schiff.«

Al-Qamar nickte.

»Meine Verlobte befindet sich auf der ELARA«, erklärte David.

Erneut nickte Al-Qamar, und als er den Mund öffnete, fuhr ihn David zischend an: »Ich weiß. Ein Grund mehr, nicht das Außenteam zu leiten, sondern diese Aufgabe jemandem zu überlassen, der emotional nicht involviert ist. Aber glauben Sie mir, ich bin durchaus in der Lage, mich zu beherrschen.«

Al-Qamar blickte seinen Kommandanten schweigend an, bis es David nicht mehr aushielt: »Nun gut, sagen Sie, was Sie zu sagen haben.«

Nun lächelte Al-Qamar. »Viel Erfolg, Sir!«

*

David Stein starrte reglos durch die Frontscheibe des Shuttles, auf der nun endlich die dunklen Konturen der ELARA zu sehen waren. David hatte herausgefunden, dass es ihm am besten gelang, die Nerven zu bewahren, wenn er sich selbst in eine Art emotionale Starre zurückzog, und diese Starre konnte er nur aufrecht halten, wenn sie mit einer körperlichen Starre einherging.

Dass neben ihm im Pilotensitz Mira O'Hara saß, die das Shuttle steuerte, war nicht gerade hilfreich. Mira und David hatten den ganzen Flug über kein einziges Wort gewechselt, und ihm war auch nicht wirklich danach zumute.

»Scanne mehrere Hüllenrisse in der ELARA«, sagte Mira kalt und emotionslos, aber nicht bösartig. Ihre Stimme hatte David zusammenzucken lassen, und sofort begann sein Herz zu rasen.

Mit eiskalten Fingern berührte David die Touchscreen-Konsole und ließ sich die Spuren selbst anzeigen. Es gab keinen Zweifel, das Schiff

war geentert worden. Die Hangarluke war weggesprengt worden und der gesamte Schiffsrumpf war übersät mit Hüllenbrüchen und Lecks.

David konnte regelrecht fühlen, wie seine Lippen trocken wurden.

Dann tauchte vor Davids geistigem Auge eine kurze Szene auf. Er befand sich in einem Schutzanzug und öffnete eine Innenluke, hinter der sich die Überlebenden der ELARA verschanzt hatten. Kurze Panik unter den Crewmitgliedern der ELARA, doch er rief sofort ein starkes und hoffnungsfrohes »Keine Sorge, wir sind hier, um Ihnen zu helfen« in die Menge. Wyona, die auf ihn zueilte, umarmte ihn heftig. Der Captain der ELARA murmelte ein »Das war knapp, der Sauerstoff hätte höchstens noch eine Stunde gereicht«. David nickte. Die Umarmungen würden warten müssen, man wäre damit beschäftigt, die Überlebenden zum Shuttle zu bringen. Ein heldenhaftes Happy End für seine Karriere …

»Fliegen wir in den Shuttle-Hangar«, murmelte David und spürte, wie ihn der Klang seiner eigenen Stimme in die triste Realität zurückriss, wie sich seine Gedanken auflösten, die ihm plötzlich so lächerlich vorkamen wie der alberne Superhelden-Tagtraum eines Teenagers, wie die kritische Vernunft plötzlich alle möglichen Logiklöcher in dieser schönen kleinen Geschichte aufspürte und schließlich jeden noch so schwach glimmenden Hoffnungsfunken zerstörte.

Allmählich fragte sich David, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war, selbst hierher zu kommen. Aber wahrscheinlich war es das. Er musste das Grauen mit eigenen Augen sehen. Sonst würde er sich wahrscheinlich für alle Zeiten fragen, was wirklich auf der ELARA geschehen war, und ob das Außenteam nicht irgendetwas übersehen hatte.

David begab sich in den hinteren Bereich des Shuttles. Die Marines trugen bereits ihre gepanzerten Schutzanzüge. David begann, sich ebenfalls einen Raumanzug überzustreifen. Er hatte überlegt, ob er einen Panzeranzug der Marines benutzen sollte. Die Bedienung dieser Anzüge bedurfte einer intensiven Schulung und erforderte sehr viel Erfahrung und Routine. Die Schulungen hatte er natürlich absolviert, nichtsdestotrotz fehlte ihm die Routine. Daher benutzte er eine »abgespeckte« Version, die oft auch als »zivile Version« bezeichnet wurde, was nicht ganz richtig war, weil dieser Anzug in der Regel von Offizieren getragen wurde. Die »zivile Version« hatte den großen Vorteil, dass die Servo-Steuerung nicht allzu viel Gewicht ausgleichen musste, wodurch die Bewegungen mehr den üblichen Gewohnheiten entsprachen. Der Anzug hatte den Nachteil einer geringeren Kraftverstärkung, und natürlich war man aufgrund der dünneren Panzerung weniger gut geschützt.

Doch wenn sich auf der ELARA wirklich noch Morax befanden, dann, so wusste David aus eigener Erfahrung, würde auch die beste Panzerung nichts mehr nützen. Gegen die Moraxklingen konnte kein Kampfanzug des Star Corps bestehen.

Als David den Helm aufsetzte, der sich mit einem Ansauggeräusch hermetisch mit dem restlichen Anzug verband, leuchtete im Helmdisplay eine grüne Anzeige auf, die signalisierte, dass die interne Sauerstoffversorgung arbeitete und dass der Anzug wirklich luftdicht verschlossen war.

Die Strahlungswerte waren noch immer extrem hoch, doch auf derart kurze Funkverbindungen dürften sie keine Auswirkungen haben, sodass er sich mit den Marines verständigen konnte.

»Captain Stein, können Sie mich hören?«, wollte Corporal Vansen wissen. Er leitete das Fire-Team, das aus drei Scharfschützen, vier Marines, einem Paramedic und einem Techniker bestand.

»Ich höre Sie sehr gut, Corporal«, antwortete David.

»Sir, wir sichern den Hangar und Sie kommen nach«, sagte Corporal Vansen.

»Verstanden, Corporal!«

Dank der großen Montur konnten lediglich zwei Marines gemeinsam die interne Shuttleschleuse betreten, von wo aus sie den Hangar der ELARA erreichten.

Die Außenkameras übertrugen das Geschehen und extrapolierten dank Infrarot-Scans das normalerweise zu dunkle Bild zu einer konkreten und sehr klaren dreidimensionalen Ansicht.

David verfolgte mit klopfendem Herzen, wie die Marines Stellung bezogen und nach und nach den Hangar sicherten. Es gab keinerlei Probleme, wie er dank des immer wieder geäußerten Wortes »Gesichert« und der Formulierung »Stellung bezogen« entnehmen konnte.

Schließlich meldete Corporal Vansen: »Captain, der Hangar ist gesichert, Sie können nun kommen.«

David nickte, was natürlich Unsinn war, weil es niemand sehen konnte. »Verstanden«, sagte er schließlich und stellte erneut fest, wie schwer ihm das laute Sprechen fiel. Wieder überfiel ihn eine seltsame Art der Trägheit.

Leider gab es keine Servo-Unterstützung für die schwere Last, die ihm seit dem Flug zur ELARA auf der Brust lag.

Als David die Schleuse des Shuttles verließ und die Marines erblickte, kam er sich noch überflüssiger vor als im Shuttle. Was konnte er hier schon mehr tun als den Marines hinterhertrotten?

»Status?«, fragte er deshalb.

»Der Hangar ist leer«, meldete der Corporal. »Keine Shuttles anwesend. Allerdings heftige Verwüstungen, die sicher nicht nur von einer explosiven Dekompression herrühren.«

»Dringen wir weiter ins Schiffsinnere vor«, sagte David.

»Wang, MacQueen, rücken Sie vor!«, befahl der Corporal, und David konnte auf seinem Helmdisplay erkennen, wie zwei Marines sich zum Hangarschott vorarbeiteten.

»Das Schott ist beschädigt«, meldete einer der Marines. David konnte die Stimme nicht zuordnen, aber die Funkanzeige des Displays

blendete ein, dass Tucker MacQueen gesprochen hatte.

»Betrete jetzt den Korridor«, hörte David die Stimme von Private Jiao Wang.

»Roger«, erwiderte der Corporal.

»Korridor gesichert«, meldete kurz darauf Private Wang. »Hier liegen drei Tote. Lasse Bio-Scans laufen. Es sind Sergeant Elias Grodin, Lieutenant Mike O'Neill und Fähnrich Mark Wolfe. Die Scans zeigen die klassischen Spuren von Moraxwaffen.«

»Verstanden, Private«, bestätigte Corporal Vansen nüchtern. »Wir arbeiten uns zuerst zur Brücke vor.«

»Corporal«, mischte sich David ein, »ich gehe nicht mehr davon aus, dass die Feinde noch an Bord sind.«

»Ich stimme Ihnen zu, Captain.«

»Deshalb sollten wir zwei Teams bilden. Eines überprüft die Brücke, ein anderes das Maschinendeck. Wenn der Fusionsantrieb noch aktiv ist und das automatische Kühlaggregat defekt …« David musste den Satz nicht beenden.

David überlegte fieberhaft. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich Wyona auf dem Maschinendeck aufgehalten hatte, war größer als die Möglichkeit, dass sie sich auf der Brücke befand. Aber wie wollte er als Captain des Star Corps begründen, lieber das Maschinendeck aufzusuchen als die Brücke?

»Habe eine weitere Leiche entdeckt«, meldete Private Wang, und David fühlte, wie es seinem Magen einen Stich versetzte.

»Es ist …« Der Mann zögerte, und David spürte, wie es ihm die Luft aus der Kehle drückte. »Es ist Wyona Ramesha.«

David blieb für einen Moment wie angewurzelt stehen. Natürlich wussten alle Anwesenden, wer Wyona Ramesha war und was dies für David bedeutete.

»Es tut mir leid, Captain«, hörte David die Stimme des Corporals.

Seltsamerweise spürte David eine eigentümlich Leere in sich. So, als hätte sein Gehör zwar die Meldung vernommen, während sie seinen Verstand noch nicht erreicht hatte.

Es war sogar so, dass er sich für einen Moment erleichtert fühlte. Alle Überlegungen, Grübeleien und finsteren Szenarien bröckelten von ihm ab.

»Ich komme zu Ihnen«, sagte David und war selbst über seine nüchterne Stimme verwundert.

Langsam setzte er sich in Bewegung.

»Sir«, rief Private Wang, und David konnte regelrecht spüren, wie der Marine nach Worten suchte. »Sir, ich denke, das ist keine gute Idee. Es ist kein …«

Was? Kein schöner Anblick? Was für eine alberne Floskel das doch war. Wann war eine Ermordete denn jemals ein schöner Anblick?

Und David war einiges gewohnt. Er hatte mit angesehen, wie seine erste große Liebe, Mara-Lena Schwartzkopf, vor seinen Augen erbärmlich verblutet war, ohne dass er ihr hatte helfen können. Er hatte

gesehen, wie der Captain der SIKANDER vor seinen Augen von einer Moraxklinge in zwei Hälften geteilt worden war.

Langsam näherte er sich dem Zugang zum Korridor. Er benötigte einige Zeit, um mit seinem schweren Raumanzug durch die Öffnung zu schlüpfen, ohne an den Seiten hängenzubleiben.

Dann stand er im Korridor und sah von Weitem Private Wang.

Schnell schritt er auf ihn zu, und je weiter er lief, umso leichter fühlte sich das Gehen an. Fast so, als würde er schweben.

»Sir«, sagte Private Wang, »glauben Sie wirklich, dass das eine gute …«

»Gehen Sie mir aus dem Weg«, herrschte David ihn an, gerade so, als wäre Private Wang der Gegner, den es zu besiegen galt.

Der Marine verstummte sofort und trat zur Seite.

Und dann hatte David die Tote erreicht.

Er erkannte seine Verlobte nicht wieder, so sehr war ihr Gesicht zu einer schmerzverzerrten Fratze verzogen. Ihr blauschwarzes Haar hatte sich gelöst, ihre dunklen Augen wirkten glasig, wie die einer Puppe.

Eine Moraxklinge hatte ihren Unterleib durchtrennt.

Die gesamte Kabine war voller Blut. Die Bauchschlagader hatte es in alle Richtungen gepumpt.

David verspürte den Drang, Wyonas Hand zu nehmen. Doch welchen Sinn hatte es? Sie war tot, und er würde durch die dicken, titanverstärkten Handschuhe seines Anzugs nichts davon spüren.

Das da war nicht mehr seine Freundin. Es war eine leblose, verstümmelte Hülle.

Die Moraxklinge war mitten durch sie hindurchgegangen. Sie hatte seinen noch ungeborenen Sohn zerschmettert. Sie hatte brutal das Leben aus seiner Geliebten und zukünftigen Frau gerissen.

Und dann spürte David das Gefühl der kalten Wut. Es begann in seinem Hals, von wo aus sich der Schmerz Richtung Brust fortpflanzte. Als hätte ihn ein Giftpfeil in den Nacken getroffen, und das Gift verteilte sich nun nach und nach in seinem Körper. Es strömte durch seine Brust und arbeitete sich bis zu seinen Bauchmuskeln vor. Schließlich konnte er die Wut sogar in seinen Lenden spüren.

Das Gefühl war so übermächtig, dass er vergessen hatte, zu atmen. Hastig holte er Luft und ließ den frischen Sauerstoff in seinen Körper strömen. Es war wie ein schmerzendes Aufjapsen.

Ein Zittern schüttelte seinen Körper, und er wusste, dass ihn dieser Schmerz, der sich sogar hinter seiner Stirn durch das Gehirn zu bohren schien, so schnell nicht mehr verlassen würde. Diesen Schmerz, diesen Zorn, diesen endlosen Hass auf die Mörder seiner Frau, würde er nun mit sich tragen. Er würde sein Begleiter werden, sein Weggefährte. Sein neues Kind.

»Corporal«, sagte er nüchtern, und er spürte, wie das Zittern aus seinen Händen verschwand. »Sichern wir das Schiff. Sehen wir nach, ob es auf der Brücke Hinweise auf die Angreifer gibt.«

»Wenn es die Morax waren, sind sie vielleicht schon wieder

Lichtjahre von hier entfernt«, gab Corporal Vansen zu bedenken.

David schüttelte den Kopf. »Das waren nicht nur die Morax.« Die Wut war wie eine zusätzliche Batterie, die David mit Energie versorgte. Diese Energie schärfte die Sinne und ließ sein Gehirn auf Hochtouren laufen. »Das waren die Gemini. Sie haben hier ganz in der Nähe eine Flotte versteckt. Daher die Strahlungswerte. Daher die absichtlich herbeigeführte Funk- und Ortungsstörung. Und die ELARA ist zufällig auf diese Flotte gestoßen.«

»Dann müssen wir sofort das Star Corps warnen«, sagte Private Wang.

»Wir sollten zumindest die Blackbox sichern.«

Natürlich war David klar, dass die ALDEBARAN in der gleichen Gefahr schwebte wie die ELARA.

Doch letztlich war ihm diese Gefahr in diesem Augenblick vollkommen egal.

*

30. April 2258
Orbitalwohnheim von Jason Meyer
Umlaufbahn der Erde
21.55 Uhr

Dana hatte immer nur von den sündhaft teueren Orbitalwohnheimen gehört, und sie hatte nie so ganz verstehen können, weshalb diese Orbitalheime zu den teuersten Wohnobjekten der Erde zählten. Sie hatte immer geglaubt, dass man in so einer Orbitalwohnung doch im Grunde genauso steril und eingeschränkt lebte wie auf einer Raumstation oder einem Raumschiff.

Doch nun befand sie sich in einer Orbitalwohnung, die Jason Meyer gehörte, und sie sah die Dinge ein wenig anders. Das hier war in der Tat reinster Luxus.

Vor ihr befand sich eine breite Panorama-Wand, und unter ihr sah sie die riesige Erde. Der Orbit lag zu niedrig, als dass man die ganze Erde hätte überblicken können. Genau deshalb aber konnte man die faszinierenden Muster der Wolkendecke ausmachen und den darunter liegenden Ozean und die Landkrusten erkennen.

Juri Gagarin, der erste Mensch im Weltraum, soll am Morgen des 12. April 1961 von seiner Wostok-Rakete aus gefunkt haben: »Ich sehe die Erde! Ich sehe die Wolken, es ist bewundernswert, was für eine Schönheit!«

Und obwohl Dana die Erde schon tausendmal vom All aus gesehen hatte, musste sie jetzt an seinen Ausspruch denken. Hier, in dieser Orbitalwohnung, schien die Erde zum einen so nah und vertraut, dass es einem ein heimeliges und beruhigendes Gefühl gab. Zugleich aber schwebte man über ihr, allen weltlichen Problemen enthoben, umhüllt

von der friedlichen Stille des Alls, lediglich eingebettet in das strahlende Leuchten der Tagesseite der Erde.

Wer hier lebte, musste sich wirklich wie im Paradies fühlen.

»Wir alle haben viele Fragen«, eröffnete Richter Farlow das Gespräch, und jeder wandte sich ihm zu. »Ich denke, wir sollten nun Schritt für Schritt daran gehen, diese Fragen zu klären.«

Die beste Idee des Tages, ging es Dana durch den Kopf. Seit Stunden wartete sie auf diesen Moment.

Der Richter deutete auf eine Sitzgruppe, offenbar als Aufforderung, um den Couchtisch herum Platz zu nehmen.

Dana warf einen Blick auf den Jungen, von dem sie nur den Namen kannte: Cody Mulcahy. Noch immer konnte sie sich nicht erklären, woher sie den blassen Jungen kannte, woher sie seinen Namen wusste und woher sie auch nur hatte ahnen können, dass er einen Mord begehen wollte.

Cody hatte lange, dichte Haare, die ihm ständig ins Gesicht hingen. Er starrte noch immer mit glasigen Augen vor sich hin, als begreife er gar nicht, was um ihn herum vor sich ging.

Dana konnte es ihm nachfühlen.

Als alle Platz genommen hatten, ergriff Richter Farlow erneut das Wort: »Captain Frost, vielleicht beginnen Sie damit, uns zu erklären, was Sie in der Wohnung von Joe Mulcahy taten.«

Cody blickte auf und starrte Dana ins Gesicht.

»Ich dachte, *Sie* hätten die Antworten«, erwiderte Dana ein wenig abwehrend.

»Eins nach dem anderen«, wich der Richter aus.

Dana nickte und holte tief Luft. Ihr waren diese Leute noch immer nicht geheuer und sie wusste nicht, inwieweit sie ihnen vertrauen konnte. Andererseits wollte sie endlich Antworten, und ihr war klar, dass einer von ihnen den ersten Schritt tun musste.

Also überwand sie die Hemmnisse, die sie davon abhielten, private Dinge auszuplaudern, und begann mit ihrer Geschichte: »Vor einigen Monaten wurde durch Zufall entdeckt, dass noch vor meiner Geburt meine Gene künstlich verändert wurden. Leider bin ich im Moment auf den Drei Systemen nicht sehr willkommen, und meine Eltern können sich die genetische Veränderung auch nicht erklären. Daher unternahm ich mit Bruder William einige Testreihen, um herauszufinden, was das Ziel dieser genetischen Manipulation gewesen sein könnte.«

»Sind Sie fündig geworden?«, wollte Jane Wynford wissen.

Dana nickte. »Wir haben zumindest *etwas* gefunden, und zwar ein besonders ausgeprägtes explizites Gedächtnis.«

»Im expliziten Gedächtnis«, ergänzte Bruder William, »werden alle erlernten Wissensbestandteile gespeichert. Also alles, was unser Gehirn nicht als Erlebtes oder Erübtes speichert, sondern lediglich als mitgeteilte Information.«

»Und Sie glauben, dieses explizite Gedächtnis ist bei Ihnen genetisch verbessert worden?«, wollte der Junge wissen, der Peter Bench hieß.

»Es wäre möglich«, sagte Dana.

»Du hast natürlich recht«, wandte Bruder William ein, an Peter gewandt. »Ein außergewöhnliches explizites Gedächtnis kann – wie jede andere Genialität – natürlich auch in dem vorkommen, was wir gemeinhin als Natur bezeichnen.«

»Wie Sie wissen, ist das Wega-System zurzeit von einer feindlichen Macht besetzt«, führte Dana weiter aus. »Sie werden verstehen, dass mir als Führungsoffizier des Star Corps etwas mehr Informationen vorliegen als Ihnen, dass ich jedoch genau diese Informationen nicht so ohne Weiteres mit Ihnen teilen kann.«

»Ich verstehe nicht ganz.« Jane Wynford schob die Brauen zusammen. »Was hat Ihr Gedächtnis mit der Wega zu tun?«

Dana konnte aus den Augenwinkeln sehen, wie Richter Farlow langsam nickte.

»Die Angreifer haben damit zu tun. Angreifer, mit denen ich auf der STERNENFAUST bereits direkten Kontakt hatte. Dabei habe ich etwas gesehen, das eigentlich nicht möglich ist. Doch später wurde auf andere Weise bestätigt, dass das, was ich gesehen habe, keine Einbildung oder Täuschung war.« Dana erinnerte sich, dass sie Richard J. Leslie gesehen hatte, einen Mann, der seit acht Jahren tot war. Er war für den Bruchteil einer Sekunde hinter einem Schutzschild sichtbar geworden, bevor sie das Bewusstsein verloren hatte.{*}

»Jetzt wird es aber extrem rätselhaft«, sagte Jane Wynford.

»Ich sage schon fast zu viel«, erwiderte Dana lächelnd. »Aber die Hintergründe spielen hier auch gar keine Rolle.«

»Um die Gedächtnisleistung von Dana Frost zu überprüfen«, ergänzte nun Bruder William, »war ich es, der den Vorschlag machte, sie in eine medikamentös herbeigeführte Trance zu versetzen, um eine Hypermnesie{**} herbeizuführen. Dabei hofften wir, Dana würde sich an weitere Details erinnern.«

»Hatten Sie Erfolg?«, wollte Jane Wynford wissen.

»Oh ja«, sagte Dana. »Aber nicht so, wie wir es erwartet hatten.«

Dana warf einen Blick auf Cody. »So absurd es klingt«, sagte sie, »aber ich erinnerte mich plötzlich an Dinge, die überhaupt nicht geschehen sind. Ich erinnerte mich an dich, Cody Mulcahy, doch an einen älteren Mulcahy, der zusammen mit mir auf einer STERNENFAUST diente, die noch gar nicht gebaut ist.«

Alle blickten sich ratlos um, doch Dana konnte an den Gesichtsausdrücken der Personen ablesen, dass auch sie nicht mehr wussten, was sie nun glauben und was sie für schlichte Hirngespinste halten sollten. »Und Sie waren auch dort, Mrs. Wynford«, fuhr Dana fort. »Sie werden es nicht glauben, aber ich war Commodore, Cody Mulcahy der Captain und Sie waren mein Erster Offizier.«

Mrs. Wynford lief rot an.

»Trance, Hypnose …«, mischte sich nun Peter ein. »Das ist doch alles Unsinn. Hypnose ist nicht mehr als ein halb wacher Zustand, und das, was man darin erlebt, hat keine größere Bedeutung als ein Traum im

Schlaf.«

»Das dachte ich zunächst auch«, widersprach Dana. »Und mir ist auch klar, dass es bis heute viele Wissenschaftler gibt, welche die Existenz von Hypnose verneinen. Doch ich konnte meinen Bildern eine weitere Information entnehmen. Der Cody Mulcahy, dieser Mann, der einst unter mir auf einem Schiff dienen würde, hatte am 30. April 2258 seinen Vater ermordet. Ich erinnerte mich, wie ich in der Zukunft seine Akte studiert hatte, die von der GalAb über ihn erstellt worden war. Es hat mit meinem expliziten Gedächtnis zu tun, dass ich mich ausgerechnet an den Eintrag einer Akte so gut erinnern konnte.«

»Eine Akte von der Galaktischen Abwehr?«, fragte Mrs. Wynford ungläubig nach.

»Aus der Zukunft?«, fügte Richter Farlow hinzu.

»Ich weiß«, gab Dana zu. »Es klingt absurd. Doch als ich in die Wohnung von Mister Mulcahy eindrang, sah ich, wie Cody mit einem Messer in der Hand vor seinem Vater stand.«

Cody starrte Dana ins Gesicht und sagte: »Ich, ich wollte meinen Vater nicht umbringen.« Es hatte nicht sehr überzeugend geklungen. »Ich … ich wollte es nicht.«

»Ich vermute, es hatte etwas mit dem Dolorator zu tun«, sagte Dana.

»Ich verstehe das alles nicht«, erwiderte Cody, dessen Gesicht jegliche Farbe verloren hatte. Er wischte sich über die Augen und versuchte, es so aussehen zu lassen, als habe er nur seine überlangen Haare zurückstreifen wollen.

»In dem Augenblick«, sagte Bruder William ruhig und sanftmütig, »als du zu dem Messer gegriffen hast, als dir der spontane Einfall gekommen ist, dich ein für alle Mal aus deinem Martyrium zu befreien, sind wir dir diesmal zuvorgekommen, nicht wahr?«

»Diesmal?«, fragte Peter nach.

»Wie ist so etwas möglich?«, wollte Jane Wynford wissen.

»Welches Phänomen hier auch immer wirkt, ich will ihm auf die Spur kommen«, sagte Dana.

»Der Verdacht, den wir schon lange hatten, ist heute zur Gewissheit geworden«, erklärte Jason Meyer. »Dies ist der zweite Fluss.«

»Wen meinen Sie mit *wir*?«, hakte Bruder William sofort nach.

»Was ist der zweite Fluss?«, wollte Dana wissen.

»All das, woran Sie sich erinnerten, ist tatsächlich geschehen«, erklärte Jason Meyer. »Jedoch in einer anderen Zeitlinie.«

»Zeitlinie?«, platzte es aus Jane Wynford heraus.

»Der STERNENFAUST-Zwischenfall«, murmelte Dana. »Es war also nicht nur ein Traum. In einer anderen Realität hat er sich tatsächlich ereignet.«

»Dana«, versuchte Bruder William auf sie einzuwirken, »wir sollten keine vorschnellen Schlüsse ziehen.«

»Was ist denn der STERNENFAUST-Zwischenfall?«, wollte Jane Wynford wissen.

Dana holte tief Luft. »Am 30. Oktober 2254 kam es im Zhoronar-

System zu der letzten Schlacht gegen die Dronte«, erklärte sie. »Ein Mond und ein Planet wurden für einen kurzen Moment in eine übergeordnete Dimension gezogen, die wir als X-Raum bezeichnen. Aufgrund einer plötzlichen Eingebung konnte ich die STERNENFAUST rechtzeitig in Sicherheit bringen, sonst, so bin ich mir bis heute sicher, wäre die STERNENFAUST ebenfalls in diesen X-Raum gezogen worden, und zwar mit verheerenden Konsequenzen. Seitdem verfolgen mich Albträume, in denen mir immer wieder ganz konkret vor Augen geführt wird, was geschehen wäre, hätte ich die STERNENFAUST nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen können.«

»Sie glauben das alles wirklich«, stellte Jane Wynford erstaunt fest. »Sie glauben, dass in einer Art anderen Realität genau das passiert ist.« Sie blickte sich ratsuchend um, doch als niemand etwas sagte, rief sie: »Ich bitte Sie! Es gibt nur diese eine Realität. Alles andere sind Fantasien und Träume.«

»Die Theorie von verschiedenen Realitäten ist allerdings uralt«, erklärte Bruder William. »Die Vorstellung, dass jede Kombinationsmöglichkeit sich in einem eigenen Universum manifestiert, wurde lange Zeit sogar von namhaften Wissenschaftlern vertreten. Es handelt sich um die Viele-Welten-Interpretation[*] der Quantenmechanik.«

»Lächerlich«, mischte sich Peter nun ein, während er sich ein wenig aufrichtete. »Das, was Sie Theorie nennen, ist seit Jahrhunderten völlig überholt. Es ist ja auch absurd, sich vorzustellen, dass alle nur denkbaren Entscheidungen in einem eigenen Universum Realität werden sollen.«

»In unserem Fall wäre es auch ein wenig anders«, sagte Bruder William und lächelte. »Wir müssten davon ausgehen, dass in der Zukunft irgendetwas geschah, wodurch rückwirkend der Zeitverlauf geändert wurde. Als ob jemand für einen neuen Verlauf der Geschichte gesorgt hätte.«

»Das ist ja noch schwerer zu glauben als die These von den unendlich vielen Universen«, wendete Dana unterkühlt ein.

»Das ist es keineswegs«, erwiderte nun Peter.

»Ich bin gespannt, welche Theorie du zu dieser Überlegung nennen kannst«, sagte Bruder William, ohne dass er dabei herablassend klang.

»Es gibt die Transaktions-These, die aus dem Gedankenexperiment um die berühmte Katze Schrödingers entwickelt wurde. Die Frage, die Schrödinger stellte, war: Wenn es an einer Quantenwahrscheinlichkeit hängt, ob die Katze in der Kiste getötet wird, ist sie dann beim Aufmachen tot oder lebendig, beides oder spaltet sich ein Paralleluniversum ab? Die Transaktionelle Interpretation der Quantenmechanik[*] beschreibt eine Rückkopplungsschleife zwischen Angebotswellen, die sich in der Zeit vorwärts bewegen und zurückgesandten Bestätigungswellen, die rückwärts durch die Zeit gehen. Somit kommt es zu einer Art Handshake zwischen Beobachter und Objekt, wodurch sich schließlich ein konkretes Ereignis

manifestiert. Ein Wesen auf einer höheren Bewusstseinsebene könnte also durchaus in der Lage sein, aus der Zukunft heraus die Vergangenheit zu verändern.«

»Rückwärts durch die Zeit?«, fragte Dana nach.

»Denken Sie an Antimaterie, sie ist physikalisch-mathematisch nichts anderes als Materie, die sich rückwärts durch die Zeit bewegt. Wenn also aus einem energiereichen Photon ein Elektron-Positron-Teilchenpaar entsteht, könnte man es auch als ein einziges Teilchen ansehen, das in einer Schleife erst vorwärts und anschließend rückwärts durch die Zeit reist.{**} Dabei erst bildet sich eine geschlossene Kurve, und da ohnehin absolute Gleichzeitigkeit aller Ereignisse im Universum vorherrscht, kommt es dabei auch zu keinen Widersprüchen.«

»Ich glaube, wir kommen allmählich vom Thema ab«, sagte Dana. »Und ich bin ehrlich gesagt auch nicht gekommen, um wirre Spekulationen über wissenschaftliche Theorien auszutauschen, sondern weil mir Antworten versprochen wurden.«

»Dito«, rief Jane Wynford. »Und zwar will ich jetzt sofort Antworten! Sie haben meinen Enkel benutzt, um sich in Behördenfiles zu hacken und e-Dokumente zu manipulieren. Mister Farlow, wir haben Ihnen einen großen Vertrauensvorschuss gegeben, und Sie haben Antworten versprochen. Es wird Zeit, dass Sie Ihren Teil der Vereinbarung erfüllen.«

Der Richter nickte langsam und warf Jason Meyer einen Blick zu, woraufhin sich der Multi-Milliardär erhob und etwas aus seiner Jackentasche holte.

Dana konnte zunächst nicht erkennen, was es war.

Jason Meyer schritt auf sie zu und reichte ihr etwas, das wie ein kleiner, weißer Plastikwürfel aussah.

Dana nahm den Würfel in die Hand und drehte ihn nach allen Seiten. Sie konnte nichts Besonderes daran erkennen.

»Was ist das?«, fragte sie schließlich.

»Es ist der erste Baustein, der zu den Antworten führt«, sagte Jason Meyer.

In diesem Moment begann der Würfel türkis zu glühen. Dana wollte für einen kurzen Augenblick einem natürlichen Reflex folgen und den Würfel fallen lassen, doch dann spürte sie, wie von dem Kästchen eine Art Botschaft ausging.

Plötzlich glaubte Dana, in ihrem Kopf würde etwas explodieren.

*

30. April 2258
ALDEBARAN
22.58 Uhr

David Stein befand sich wieder auf der Brücke der ALDEBARAN und ließ seinen Blick ins Leere schweifen.

Sein Körper fühlte sich seltsam an, es war beinahe so, als hätten sich alle seine Nerven selbst betäubt. Sein Atem ging ruhig, nur hin und wieder verkrampfte sich sein Magen, als ob er etwas Unverträgliches gegessen hätte.

Als sie die Blackbox der ELARA ausgewertet hatten, war das Offensichtliche zur Gewissheit geworden. Die ELARA war Opfer der Morax geworden.

Doch die Angreifer hatten keine Gefangenen verschleppt, wie man es sonst von den Morax kannte. Sie hatten die ELARA geentert und die gesamte Besatzung getötet.

Eine Erklärung gab es für dieses Verhalten nicht. Wenn die ELARA auf etwas gestoßen war, von dem ein unbekannter Feind nicht wollte, dass es den Solaren Welten bekannt wurde, dann befand sich nichts davon in diesen Daten. Die ELARA wollte anscheinend lediglich eine neue Bergstrom-Sonde in den Bergstrom-Raum befördern.

David hatte einige Zeit mit sich gehadert, bis er sich endlich zu einer Entscheidung durchringen konnte. Und diese Entscheidung lautete, so schnell wie möglich die Flucht zu ergreifen. Auch wenn es sich noch immer falsch anfühlte. Sein Gefühl sagte ihm, dass er mit der ALDEBARAN hier bleiben sollte, um nach den Feinden – den Mördern seiner Frau – zu fahnden und sie zur Strecke zu bringen.

Aber natürlich wusste David, dass dies eine vollkommen irrationale und unvernünftige Reaktion gewesen wäre.

Er konnte noch nicht einmal sagen, dass er besonders erpicht darauf war, Jagd auf die feigen Gegner zu machen. Das, was er spürte, war nicht Wut.

Es war Erschöpfung.

David fühlte sich ausgebrannt, leer, innerlich hohl. Selbst für Rachefantasien fehlte ihm die Leidenschaft.

Es fühlte sich jedoch falsch an, unverrichteter Dinge zur Erde zurückzukehren. So als habe er sich vor einer Aufgabe gedrückt, als habe er gezögert, etwas zu Ende zu bringen, das irgendwo dort draußen als offene Frage auf ihn wartete.

Nichtsdestotrotz hatte er einen Kurs auf die Erde befohlen. Wenn sich die Morax so nahe bei der Erde befanden, war es oberste Priorität, das Star Corps über diese Gefahr zu informieren. Sobald man wieder Funkkontakt zum Star Corps aufnehmen konnte, sollte man ihm umgehend Meldung machen.

»Bergstrom-Sonde ELARA S-1 betritt in sechs Minuten das Bergstrom-Kontinuum«, meldete Lieutenant Dunston.

»Verstanden«, erwiderte David, und war abermals über seine eigene Stimme überrascht, die vollkommen ruhig, fast entspannt klang.

Das war ihre letzte Tat auf der ELARA gewesen: Sie hatten den Auftrag des Schiffes erfüllt und die Bergstrom-Sonde abgeschickt.

Eine Bergstrom-Sonde war in der Lage, im Bergstrom-Raum

Datenmaterial zu sammeln und in das Einstein-Kontinuum zu senden. Es war natürlich ungewiss, ob die noch immer sehr hohe 5D-Strahlung in diesem Gebiet sich nach wie vor auf die Funktionsweise der Sonde auswirken würde. Doch es war einen Versuch wert.

David beobachtete die Beschleunigungsanzeige auf seiner Konsole. Das Schiff hatte inzwischen eine Geschwindigkeit von 15,78-prozentiger Lichtgeschwindigkeit erreicht. Alle 2,7 Sekunden erhöhte sich die zweite Stelle nach dem Komma um eine Einheit.

15,78 – 15,79 – 15,80 …

Es war quälend langsam.

David hatte davon gehört, dass die Solaren Welten seit einigen Jahren mit Baryonen-Antrieben experimentierten. Das Problem war aber nicht, diese Antriebsversionen in Schiffe des Star Corps zu integrieren, sondern entsprechende Andruckabsorber für die Besatzungen zu bauen.

»Bergstrom-Sonde ELARA S-1 tritt nun in das Bergstrom-Kontinuum ein«, meldete Lieutenant Dunston, und David schreckte kurz hoch, so tief war er in Gedanken versunken gewesen. »Funkkontakt hält«, fügte der Ortungsoffizier hinzu. »Bergstrom-Scans werden eingeleitet.«

Die Sekunden verstrichen, als Lieutenant Dunston sich zu David umdrehte und ihn mit seinem markanten Gesicht entsetzt anstarrte. »Eine riesige Flotte nähert sich den Solaren Welten!«

»Leiten Sie alle Daten auf den Hauptschirm«, befahl David.

Die Daten der Sonde wurden eingeblendet.

Es waren vier Dreadnoughts, sechs Fregatten, drei Schlachtkreuzer, drei Schwere Kreuzer, zehn Sondereinsatzkreuzer und 84 Zerstörer.

Die Zahlen erhöhten sich ständig. Nun waren es schon sieben Fregatten und 92 Zerstörer. Nun fünf Dreadnoughts …

Doch da war noch etwas. Auf dem Monitor wurden 54 Schiffe mit der Beschreibung »Keine Zuordnung zu bekanntem Schiffstyp möglich« angezeigt.

»Die Morax waren nur die Vorhut, wahrscheinlich, um die Überwachung des Bergstrom-Raums zu stören«, murmelte Lin Al-Qamar, eine Bemerkung, die David einen Stich versetzte. Dieses »nur« hatte seine Verlobte und seinen noch ungeborenen Sohn getötet. Dieses »nur« hatte seinen Lebenssinn geraubt.

»Wann wird die Flotte bei jetzigem Kurs die Erde erreichen?«, wollte David wissen.

»In etwa zwölf Stunden!«, kam die Antwort.

David nickte. Immerhin gab ihnen das genug Zeit, um die Solaren Welten vorab zu warnen, auch wenn die Größe der fremden Flotte ständig zunahm.

Schon jetzt war David klar, dass diese Streitmacht eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Solaren Welten darstellte. Außerdem musste man davon ausgehen, dass sich auch noch Moraxschiffe zu der Party gesellten, schließlich bewegten sich die Morax nicht über den Bergstrom-Raum fort, sondern über den X-Raum, konnten also nicht

über eine Bergstrom-Sonde gescannt werden.

Die einzige Hoffnung war, dass den Morax für einen weiteren Angriff die Energie fehlte. In den Solaren Welten war bekannt, dass die Morax zwar den zeitlosen Sprung durch den X-Raum beherrschten, dass die maximale Reichweite jedoch nur acht Lichtjahre betrug und dass die Aggregate, welche die Morax hierfür einsetzten, eineinhalb Tage benötigten, um genug Energie für einen neuen Sprung aufzubringen.

Doch wenn diese mysteriösen Gemini eine Kooperation mit den Morax eingegangen waren, galten diese Begrenzungen vielleicht nicht mehr.

David wollte sich gerade selbst ermahnen, die Gemini nicht zu überschätzen, als Lieutenant Dunston meldete: »Ein Moraxschiff ist direkt in unserer Flugbahn materialisiert.«

Da hatte David seine Antwort. Von wegen, die Morax hatten nicht mehr genug Energie. Hier waren sie.

Die Gedanken überschlugen sich in Davids Kopf. Sollte er abbremsen und damit den rettenden Eintritt in den Bergstromraum weiter verzögern? Sollte er ein Ausweichmanöver befehlen?

Stattdessen sagte er nur: »Gibt es bereits optische Daten?«

»Leite die Scans auf den Hauptschirm«, erwiderte Lieutenant Dunston.

Auf dem Schirm wurde die typische, halbkugelförmige Silhouette angezeigt, von der David wusste, dass sie in der Regel zwei Kilometer breit und einen Kilometer hoch war. Wenn man diese Maße mit der Größe der ALDEBARAN verglich, war es wie der Kampf einer Maus gegen einen Elefanten.

Normalerweise kämpften die Morax nicht mit ihrem Mutterschiff, denn abgesehen von ihren Torpedos mit den Atomsprengköpfen verfügten sie über keine Langstreckenwaffen. Die Taktik der Morax war eine andere. Sie schleusten Jäger und Sturmshuttles aus und näherten sich mit ihren panzerbrechenden Projektilkanonen den feindlichen Schiffen, die sie enterten, um anschließend Mann für Mann niederzumetzeln.

Mit kaltem Blick musterte David das fremde Schiff. Es war ihm klar, dass die ALDEBARAN keine Chance gegen einen Angriff der Morax hatte. Das einzige Ziel, das ihnen jetzt noch blieb, war, so lange durchzuhalten, bis man die Zone der Funkstörung verlassen konnte, um die Solaren Welten über die angreifende Flotte zu informieren.

Für einen kurzen Moment fühlte sich David seiner toten Verlobten ganz nahe.

Er wusste, dass sie beide bald das gleiche Schicksal teilen würden. Sie würden beide Opfer der Morax werden.

»Ortung«, sagte David ruhig. »Wann können wir damit rechnen, die Zone mit der Funkstörung zu verlassen?«

»Frühestens in zwei Stunden bei aktueller Geschwindigkeit«, sagte Lieutenant Dunston und senkte den Kopf.

David wusste, dass jeder auf der Brücke seine Gedanken erraten

hatte. Auch Lin Al-Qamar gab David mit einem leichten Nicken zu verstehen, dass er wusste, was das Ziel war. Es ging nicht mehr darum, lebend aus der Sache herauszukommen. Es ging darum, lange genug durchzuhalten, um die Solaren Welten warnen zu können.

Doch zwei Stunden waren angesichts einer Bedrohung durch die Morax eine Ewigkeit.

*

30. April 2258
Orbitalwohnheim von Jason Meyer
Umlaufbahn der Erde
23.12 Uhr

Das türkise Leuchten, das Dana einhüllte, schien sie vollständig zu durchdringen.

Das Gleißen überschattete ihre Umwelt. Aus weiter Ferne hörte sie die Stimme von Bruder William, der ihren Namen rief, doch sie konnte nicht antworten. Für, einen Moment glaubte sie, Bruder William wäre endlos weit weg, viel zu weit, um noch mit ihm sprechen zu können.

Und dann erschrak sie. Es war das typische Entsetzen, das einsetzte, wenn man sich plötzlich an etwas Wichtiges erinnerte, das man vergessen hatte. Einen Geburtstag zum Beispiel, oder eine dringende Erledigung.

Und dann sah sie es!

Sie sah den STERNENFAUST-Zwischenfall. Es hatte ihn also wirklich gegeben.

Das, was sie für absurde Träume gehalten hatte, es war so und nicht anders tatsächlich passiert. Die STERNENFAUST II war in den X-Raum gezogen worden, und dabei war ein Drittel der Besatzung schwer verletzt oder gar getötet worden.

Dana hatte daraufhin den Offiziersdienst verlassen. Sie hatte unterrichtet, bis ein Einsatz, bei dem sie Michael Tong auf der AMSTERDAM ins Shush-System begleitete, sie schließlich hatte erkennen lassen, dass ihr Platz noch immer auf der Brücke eines Raumschiffs war.

Und dann hatte sie von den ganz großen Plänen des Star Corps erfahren. Professor von Schlichten und ein riesiges Team von Kryptologen hatten die Daten des STERNENFAUST-Zwischenfalls zum Teil entschlüsseln können. Darin waren Bauanleitungen enthalten gewesen, Anleitungen für Wandler-Module, X-Raum-Antriebe, Strahlkanonen und energetische Schutzschirme. Das Projekt STERNENFAUST-III war begonnen worden. Es sollte ein Star Cruiser gebaut werden, der die Krönung des technisch Machbaren verkörpern würde. Mit einer Länge von vierhundert Metern, einer fünfhundert Mann starken Besatzung und einem X-Raum-Antrieb, der einen

Überlichtfaktor von 30.000 erreichte und schließlich HD-Antrieb genannt wurde. Ein neues Zeitalter der Raumfahrt hatte für die Menschheit beginnen sollen, denn für den Eintritt in den HD-Raum waren keine Beschleunigungsphasen mehr nötig.

Nachdem Dana von den ersten Plänen gehört hatte, war ihr eines klar geworden: Das war das Schiff, das sie kommandieren wollte.

Mehr und mehr Erinnerungen prasselten auf Dana ein. Sie dachte an Ashkono Tregarde, der ihr geholfen hatte, den STERNENFAUST-Zwischenfall zu verarbeiten. Er war dabei ein enger Freund geworden, und als es darum gegangen war, die STERNENFAUST zu besetzen, hatte er sich als Schiffsarzt beworben, obwohl er nach wie vor für einen solchen Posten vollkommen überqualifiziert gewesen war.

Doch der Jungfernflug der STERNENFAUST hatte sich immer wieder verzögert. Die neuen Techniken hatten mehr Probleme bereitet, als ursprünglich kalkuliert worden war. Nicht nur, dass so etwas wie die STERNENFAUST III in den Solaren Welten noch nie gebaut worden war, erstmals nutzten die Menschen dafür Alien-Technologie, die sie selbst in ihrer Funktionsweise nicht völlig verstanden.

Und dann hatte Dana einen weiteren Schlag hinnehmen müssen. Obwohl ihr als Commodore das Kommando über die STERNENFAUST III zugestanden hätte, hatte man ihr einen Admiral vor die Nase gesetzt: Rear Admiral Vincent Taglieri. Ihr war damit lediglich die Funktion des Captains geblieben, eine Entscheidung, mit der sie sich abzufinden hatte.

Doch auch nach dem Stapellauf der STERNENFAUST III hatte es für Dana keine Verschnaufpause gegeben. Zunächst hatten weitere Forschungen mit den Techniken aus den Daten des STERNENFAUST-Zwischenfalls die Basiru-Aluun auf den Plan gerufen. Und als es gelungen war, ein Drohmittel gegen die Basiru-Aluun zu finden, um sie von weiteren Angriffen abzuhalten, hatte Dana erfahren müssen, dass sie einen Gehirntumor hatte, der nur sehr weit veränderte Genetics befiel.

Auch in der anderen Zeitlinie hatte Dana erfolglos versucht, herauszufinden, was an ihr genetisch verbessert worden war.

Während Dana sich zusammen mit dem Schiff BEHRING und mit der Entität, in der einst Yngvar MacShane aufgegangen war, zum »Auge des Universums« aufgemacht hatte, weil es dort angeblich Heilung gab, hatten die Menschen einen erbitterten Kampf gegen die Orphanen führen müssen, gegen Kunstwesen, welche die Toten Götter einst selbst erschaffen hatten und denen die Erhabenen selbst zum Opfer gefallen waren.

Auf dem Weg zum »Auge des Universums«, das im Zentrum der Galaxis lag, waren sie auf die Kosmische Barriere gestoßen, die nur deshalb nachgab, weil sich die »Yngvar-Entität« an Bord befunden hatte.

Im »Auge des Universums« war Dana Frost nicht nur geheilt, sondern auch verjüngt worden. Und sie hatte festgestellt, dass sie ab

diesem Zeitpunkt nicht mehr alterte. Doch sie hatte noch etwas erhalten. Ein Symbol auf ihrer rechten Wange, das man zwar sehen, aber weder scannen noch sonst wie aufspüren und daher auch nicht entfernen konnte.

Dana Frost kannte dieses Symbol aus ihren Träumen.

Und während sich Vincent Taglieri zum Ratspräsidenten hatte wählen lassen, hatte Dana Frost nach ihrer Rückkehr aus dem »Auge des Universums« schließlich doch noch das alleinige Kommando über die STERNENFAUST III erhalten.

Doch danach waren die Probleme nicht abgerissen. Im Sonnensystem war ein weiterer Planet aufgetaucht: Makato Zan. Auf ihm hatten die Wanagi gelebt, die Nachfahren der Toten Götter. Sie hatten sich mitsamt dem Planeten in einer Dimensionsverschiebung vor den Orphanen verborgen. Doch der Sieg über die Orphanen hatte noch weitere Wesen aus ihrem Versteck geholt: die Kad'Chie, ebenfalls Nachfahren der Toten Götter, die sich im HD-Raum verborgen hatten, dort aber von der hyperdimensionalen Dissolvierung bedroht waren, einer Degeneration und Mutation von Körper und Geist. Um in den Normalraum zurückkehren zu können, hatten sie überall in der Galaxis Sphären verteilt, die den Normalraum hatten verformen sollen. Dass er dabei für alle anderen Bewohner unbewohnbar würde, hatte sie nicht an diesem grausamen Vorhaben gehindert.

Und bald waren die Solaren Welten zwei unbezwingbaren Gegnern ausgeliefert gewesen. Die Wanagi hatten die Menschen benutzen wollen, um in der Galaxis die Rolle ihrer Vorfahren einzunehmen. Sie hatten die Bewohner der Erde dezimiert, indem sie vier Milliarden Menschen im wahrsten Sinne des Wortes die Lebensenergie entzogen hatten. Am Ende war beim Kampf der Wanagi gegen die Kad'Chie die Nullraumenergie freigesetzt worden, die sich mittels der Sphären über die gesamte Galaxis ausgebreitet und die Große Leere herbeiführt hatte.

Dana Frost hatte mit der STERNENFAUST III rechtzeitig ins »Auge des Universums« fliehen können. Die Daten hierfür waren in ihrem Wangensymbol gespeichert gewesen, und die Alendei, eine telepathisch begabte Rasse, hatten dank dieser Daten den rettenden Tele-Ring errichten können, mit dessen Hilfe es der STERNENFAUST III gelungen war, direkt ins »Auge des Universums« zu teleportieren.

Dana hatte dort erfahren, dass die verheerende Entwicklung mit dem STERNENFAUST-Zwischenfall begonnen hatte. Die Kad'Chie hatten die Menschheit absichtlich mit den Daten der Toten Götter versorgt. Sie wussten, dass die Menschen dadurch die Orphanen auf sich locken würden. Sie hatten ein Würfelspiel betrieben, dass so oder so zu ihren Gunsten ausgehen würde. Entweder würden die Orphanen die Menschheit vernichten, was den Kad'Chie Gelegenheit gegeben hätte, den Dronte-Plan neu aufzurollen, oder aber die Menschen würden sich als Vernichter der Orphanen erweisen, was dann tatsächlich auch geschah und den Kad'Chie auf kürzerem Wege zu ihrem Ziel verhalf:

Mit den Orphanen war das Einzige vernichtet, das die Galaxis vor den Kad'Chie hätte retten können.

Allmählich konnte Dana wieder schwache Konturen ausmachen, und sie konnte auch wieder die Stimme von Bruder William hören, der immer wieder ihren Namen rief. Entsetzt starrte sie ihn an.

Sie sah Bruder William, doch vor ihrem geistigen Auge sah sie zugleich Meister William, der in der ersten Zeitlinie auf der STERNENFAUST gestorben war. Sie sah Jane Wynford, die Space Oma, die auf der STERNENFAUST III als Erster Offizier gedient hatte. Sie blickte Cody in seine klaren, klugen Augen, und sie erkannte zugleich Captain Mulcahy, den ernsten jungen Mann, der sich seine Haare immer kurz rasierte und der seit einem Unfall einen Gedächtnis-Chip trug.

Sie sah all das, und schließlich murmelte sie: »Wie hatte ich das nur tun können?«

Sie fühlte sich so müde, als wäre sie über Jahrzehnte hinweg wach gewesen.

Ihr Gehirn benötigte Ruhe, Erholung.

Es war keine Ohnmacht, die sie überfiel, es war endlose Ermüdung. Ihr Geist musste wieder Kraft schöpfen.

Augenblicklich fiel sie in ein warmes, dunkles Nichts.

*

30. April 2258
ALDEBARAN
23.17 Uhr

Lange hatten sie nicht warten müssen, bis das Morax-Schiff seine Jäger- und Sturmshuttles aussandte.

David hatte befohlen, die Beschleunigungswerte beizubehalten. Die Moraxschiffe würden es schwer haben, an ein Schiff anzudocken, das mit zwanzigprozentiger Lichtgeschwindigkeit flog.

Daher verzichtete David auch darauf, die Fähren auszusenden. Diese waren ohnehin nicht so wendig wie die Jägerschiffe des Star Corps, die man gemeinhin auch als »fliegende Gauss-Geschütze« bezeichnete. Schon ein Streifschuss mit der panzerbrechenden Munition der Morax verwandelte einen Jäger oder Gleiter in ein manövrierunfähiges Wrack. Jetzt ein solches Schiff auszusenden, wäre ein verdammt kurzes Himmelfahrtskommando.

Natürlich war es sehr schwer, mit den Primärwaffen der ALDEBARAN – vierzig starr installierten Gauss-Geschützen oben, unten, links und rechts – angreifende Moraxjäger zu treffen, denn ein Zielen war mit diesen Geschützen nur über die Navigationssteuerung möglich. Und auch die Sekundärwaffen, die back- und steuerbord in Form von drei Raketenwerfern mit je achtzehn Schuss angebracht

waren, würden kaum eine Chance gegen die wendigen Moraxjäger haben.

Die aktuell wirksamste Waffe war wahrscheinlich noch das vierfache Jagdgeschütz am Bug, das zweihundert Projektile pro Minute verschoss.

»Zwei Sturmshuttles nähern sich«, meldete Dunston und fügte fassungslos hinzu: »Mit erstaunlichen Beschleunigungswerten!«

»Details!«, forderte David ihn auf.

»Mit sechsfachen Beschleunigungswerten im Vergleich zu einem herkömmlichen Mesonenantrieb!«

David spürte, wie sein Gesicht rot anlief. Sein Herz raste. Vielleicht verfügten die Morax inzwischen über Baryonen-Antriebe.

»Erste Jägerschiffe in zwei Minuten in Feuerreichweite«, meldete Lieutenant Dunston.

»Fähnrich Jones«, sagte David, »übertragen Sie die Navigation auf die Konsole von Lieutenant Fisher.«

»Verstanden, Sir«, kam sofort die Antwort.

Lieutenant Harry Fisher war der Taktikoffizier. Er würde die Kanonen steuern, denn für die Zielausrichtung musste er den Kurs der ALDEBARAN beeinflussen können.

»Feuern wenn bereit!«, befahl David.

»Aye, Sir«, antwortete Fisher, dessen strenge Augenbrauen in dem durch allerlei Outdoor-Sport-Aktivitäten gegerbten Gesicht besonders finster wirkten.

»Feindkontakt in zehn – acht – sechs …«

David hielt unwillkürlich den Atem an.

»Vier – zwei, eins!«

»Aktiviere vordere Kanonen«, sagte Lieutenant Fisher ruhig. Man konnte die Schiffe auf dem Hauptschirm sehen, und auch die Kette der Gauss-Projektile.

Es dauerte nur wenige Sekunden, und die angreifenden Moraxjäger wurden von den Gauss-Projektilen zerschlagen. Nach weiteren fünf Sekunden – Sekunden, die David endlos lange vorkamen – platzten die Feindschiffe auseinander.

David spürte in diesem Moment längst nicht die Befriedigung, die er sich von dem Anblick vernichteter Morax-Schiffe versprochen hätte. Selbst wenn er sich ausmalte, dass sich auf diesem Schiff die Morax befunden hatten, die den grausamen Tod seiner Verlobten zu verantworten hatten, so wusste er doch, dass der Tod der Morax die Leere seines künftigen Lebens – wenn dieses Leben überhaupt noch eine Zukunft hatte – nicht ausfüllen würde.

»Neuer Schwarm von Moraxschiffen«, meldete Lieutenant Dunston. »Messe dreiundzwanzig Schiffe. Korrigiere: Vierundzwanzig. Fünfundzwanzig …«

Die Morax hatten offensichtlich ihre übliche Taktik geändert, denn sie flogen nun in einer breit gefächerten Formation. Jetzt – das wusste David so gut wie alle anderen auf der Brücke – war es für die starren

Waffen der ALDEBARAN fast unmöglich, die Feindschiffe zu treffen.

»Sir«, flüsterte Lieutenant Commander Lin Al-Qamar ihm ins Ohr, »sollen wir die Landefähren aussenden?«

David wusste, worauf sein IO anspielte. Die Landefähren konnten vielleicht den einen oder anderen Morax-Angreifer ausschalten, wodurch die ALDEBARAN noch ein wenig mehr Zeit gewann. Doch David schüttelte nur leicht den Kopf. »Wenn die Morax das Schiff entern«, sagte er nur, »brauchen wir hier jeden einzelnen Mann, der in der Lage ist, ein Gauss-Gewehr zu halten.«

Al-Qamar nickte. David wünschte sich, diese Erklärung selbst glauben zu können. In Wahrheit konnte er kaum rational erklären, weshalb er zögerte, die Landefähren loszusenden. Lag es vielleicht doch daran, dass er Mira O'Hara nicht auch noch das antun wollte? Dass er ihr nicht erst das Herz brechen und sie dann auch noch in einen sinnlosen Kampf fernab vom Schiff schicken wollte?

Die Sturm-Shuttles der Morax hielten sich wie gewohnt im Hintergrund, während die Jäger die ALDEBARAN attackierten. Ziel der Jäger war es, systematisch die Bewaffnung der ALDEBARAN auszuschalten, bis sich die Sturm-Shuttles gefahrlos nähern und das Schiff entern konnten.

Ein weiteres Morax-Schiff zerplatzte im Hagel des vorderen Gauss-Geschützes.

»Sehr gut«, sagte David, doch Lieutenant Fishers Gesicht wirkte so konzentriert, dass sich David nicht sicher war, ob ihn der Waffenoffizier überhaupt gehört hatte.

In diesem Moment konnte David ein Vibrieren spüren. Sofort füllte sich seine Konsole mit den Schadensmeldungen. »Direkter Treffer auf der Backbord-Seite«, rief Lieutenant Dunston. »Hüllenschäden in den Sektionen 2 und 3. Bereiche werden abgeschottet und evakuiert!«

Die Beleuchtung flackerte.

Auf dem Kom-Schirm war das Gesicht des leitenden Ingenieurs Lieutenant Sandor Kumara zu sehen. »Captain«, sagte er ruhig, »die Energieversorgung ist instabil. Ich schalte die Brückenversorgung sicherheitshalber auf das Notaggregat um.«

»Verstanden, LI«, sagte David. Das Licht der Brücke wurde eine Einheit geringer, und auf den Monitoren war die Anzeige »Energie-Notversorgung« zu lesen.

David ging die Schadensmeldungen auf der Konsole durch. Die Krankenstation meldet mehrere Verletzte mit Lungenschäden, die aufgrund des rapiden Druckabfalls in den getroffenen Sektionen entstanden waren. Zwei Personen waren tot, bei drei weiteren war der Zustand offenbar sehr kritisch.

David konnte keine Gefühlsregung empfinden, ais er diese Daten sah. *Die haben es wenigstens hinter sich*, war ein Gedanke, der ihm unmittelbar danach kam. Er wusste, dass dies erst der Anfang war. Er rechnete bereits so sehr mit dem Untergang des Schiffes, dass ihm diese Meldung regelrecht harmlos vorkam.

Erneut musste er an Wyona Ramesha denken. Auf der ELARA hatte es sicherlich ebenso angefangen.

»Erneute Treffer!«, rief Dunston erleichtert. »Zwei Morax-Angreifer sind erledigt!«

David nickte. Die Crew benötigte hin und wieder Erfolgsmeldungen, damit sich keine lähmende Verzweiflung ausbreitete. Denn so aussichtslos die Situation auch immer sein mochte, alle hofften bis zuletzt, das Schiff und sich selbst doch noch retten zu können.

Und wenn er ehrlich war, glomm auch in ihm noch immer ein letzter Funken Hoffnung, durch irgendeine grandiose Wendung wären Schiff und Crew doch noch zu retten.

»Lieutenant Fisher«, sagte David, »nutzen Sie die komplette Navigation des Schiffs, um so viele Feinde wie möglich abzuwehren.«

»Aye, Sir«, sagte Fisher, während seine Finger über den Touchscreen der Konsole rasten.

Dank der Andruckabsorber konnte man es nicht spüren, nur auf der schematischen Darstellung der Konsole war erkennbar, dass die ALDEBARAN sich um die eigene Achse drehte, um die herannahende Flut von Angreifern mit den Würfelgeschossen der Gauss-Kanonen einzudecken. David registrierte, dass Lieutenant Fisher das Dauerfeuer aktiviert hatte.

Doch die Angreifer flogen geschwind einen Bogen und versuchten, die ALDEBARAN von hinten anzugreifen. Von dort, wo das Schiff keine Gauss-Geschütze hatte.

»Ständiges Rotieren um die Hochachse!«, sagte David. Der Bug der ALDEBARAN schwenkte herum, während die vier Breitseiten des Leichten Kreuzers aus allen hundertsechzig Rohren schossen.

Schon platzten die ersten feindlichen Einheiten nach gelungenen Treffern auseinander. So unaufhaltsam die Sturmshuttles der Morax auch immer waren, so hatten sie den Gauss-Geschossen der ALDEBARAN dennoch nichts entgegenzusetzen.

Es ereignete sich eine Reihe heftiger Explosionen von Moraxschiffen. Die Erfolgsquote war derart hoch, dass David für einen Moment wirklich glaubte, die Lage der ALDEBARAN sei vielleicht doch nicht so aussichtslos wie befürchtet.

»Achtung!«, rief Lieutenant Dunston. »Acht Feindschiffe auf Backbord!«

»Sehe ich«, murmelte Lieutenant Fisher, dem man die Anspannung mehr und mehr ansehen konnte. David fragte sich, ob er ihn vielleicht besser bald ablöste, denn unweigerlich würde irgendwann die Konzentration des Taktikoffiziers nachlassen. »Feindschiffe sind anvisiert!«, fügte Fisher hinzu.

Drei weitere Moraxjäger explodierten.

»Sturm-Shuttle nähert sich«, rief Lieutenant Dunston.

David verfolgte die Anzeige auf seinem Monitor. Das Sturmshuttle war rot markiert und näherte sich geschickt bis auf Nahdistanz, indem es sich ständig auf Höhe des zerstörten Bereichs der ALDEBARAN

aufhielt.

Zwei heftige Stöße durchdrangen die ALDEBARAN, und die schematische Anzeige wies sofort auf einen drastischen Hüllenbruch hin.

»Zwei Treffer«, meldete Dunston. »Die beiden Treffer haben ein Loch von vier mal vier Meter in die Außenhülle gerissen«, ergänzte der Erste Offizier.

»LI an Brücke.« Erneut erschien das Gesicht von Kumara. »Befinde mich im Kontrollraum C des Maschinentrakts«, keuchte er hustend. Man konnte im Hintergrund sehen, wie Kühlgas entwich. »Wir haben einen Volltreffer einstecken müssen! Mesonentriebwerk ist ausgefallen! Wir haben keine Kontrollen mehr über die Raketensilos, der betroffene Sektor musste sofort abgeschottet werden. Neun Besatzungsmitglieder hatten …« Mehr konnte der LI nicht sagen, das Gas hinderte ihn am Sprechen.

»Ausfall der Geschütze 11 bis 22 auf der Backbord-Breitseite«, rief Lieutenant Fisher in die Sprechpause hinein, als erneut ein Stoß die ALDEBARAN so sehr erschütterte, dass sich David kurz an seiner Lehne festhalten musste.

»Bug des Sturm-Shuttles hat sich in die ALDEBARAN gebohrt«, meldete Lieutenant Dunston.

»Die Morax docken an!«, murmelte der erste Offizier rechts neben David.

»Sie sind im vorderen Maschinentrakt«, keuchte der LI und musste erneut husten.

David konnte es nicht fassen. Diese Morax waren Ungeheuer. Sie hätten die ALDEBARAN vernichten können, aber sie zogen es vor, Jagd zu machen. Selbst jetzt, wo es ihnen kaum um neue Sklaven ging, wollten sie sich ihre »Beute« einzeln vorknöpfen.

»Geben Sie Eindringlingsalarm«, befahl David seinem IO, während er das Kom-Feld seiner Konsole berührte. »Sergeant Syd!«

Das bullige Gesicht des Mannes von Gliese 581d wurde auf dem Bildschirm sichtbar.

»Ja, Sir?«, fragte der Sergeant, von dem David wusste, dass er in New Munich einen fünfjährigen Sohn hatte.

»Alle Marines in den vorderen Maschinentrakt. Wir werden geentert.«

»Jawohl, Sir!«

David erhob sich, da es ihn nicht länger in seinem Sitz hielt, und öffnete ein Fach in der Wand, das sich erst entriegelte, nachdem er sich mit seinem Fingerabdruck auf einem Scan-Feld identifiziert hatte. Das Fach enthielt Nadlerpistolen für alle Brückenoffiziere. So absurd es klang, aber ursprünglich war dieses Fach für den Fall einer Meuterei konstruiert worden.

David warf seinem IO eine Waffe zu, dann versorgte er die anderen Offiziere.

Bei Lieutenant Fisher legte er die Waffe neben seinen Sitz. Fisher war

immer noch damit beschäftigt, so viele Moraxschiffe wie möglich abzuschießen, auch wenn dies nun bald keine Rolle mehr spielen würde, weil die anderen Moraxjäger den Abstand zur ALDEBARAN langsam vergrößerten und die Feuerreichweite verließen.

Es gehörte offenbar zum Prinzip der Morax, sich nicht in eine laufende Jagd einzumischen. Weitere Truppen würden wahrscheinlich erst andocken, wenn der unwahrscheinliche Fall eintrat, dass die erste Welle von Morax-Kämpfern besiegt werden konnte.

Auch wenn die Nadler wohl kaum etwas gegen Morax ausrichten konnten, so gaben sie doch ein trügerisches Gefühl von Sicherheit. *Die Nadler sind besser als nichts*, dachte David und verzog zynisch die Mundwinkel.

Die Marines waren standardmäßig mit Gauss-Gewehren und Nadlern bewaffnet, wobei sie die Gauss-Gewehre nur in gesicherten Bereichen benutzen durften, weil die Projektile sofort die Außenhülle des Schiffes zerfetzten.

David aktivierte den Marine-Funk und schaltete ihn auf Lautsprecher, sodass man ihn auf der ganzen Brücke hören konnte.

»Feuer frei, sobald ein Morax ins Sichtfeld kommt«, hörte er Sergeant Syd sagen. »Einsatz von Gauss-Gewehren nach eigenem Ermessen. Oberste Priorität hat, die Morax so schnell wie möglich zurückzudrängen.«

Ein kollektives »Ja, Sir!« ertönte aus der Kom-Anlage.

Erneut ging eine Erschütterung durch das Schiff.

»Ein zweites Sturm-Shuttle«, murmelte der IO.

Hatten die Morax ihre Entertaktik geändert? Mit finsterer Miene blickte David auf die Kom-Anzeige. Auch wenn der Mesonenantrieb ausgefallen war, so flog die ALDEBARAN noch immer mit beinahe zwanzigprozentiger Lichtgeschwindigkeit Richtung Heimat.

Sie würden es nicht mehr schaffen, in den Bergstrom-Raum einzudringen, aber laut den Kalkulationen war es vielleicht doch noch möglich, eine Nachricht ans Hauptquartier des Star Corps zu senden.

Zumindest so lange mussten sie noch durchhalten.

*

30. April 2258
Orbitalwohnheim von Jason Meyer
Umlaufbahn der Erde
23.45 Uhr

»Wir hatten schon einen Arzt rufen wollen«, hörte Dana die Stimme von Jane Wynford, als sie mit den Augen blinzelte. Sie lag auf einem Sofa und erhob sich hastig, während Bruder William

»Langsam, Dana!«, rief.

Was war geschehen? Hatte sie erneut geträumt?

Doch dann sah sie vor sich auf dem Sofa das kleine weiße Kästchen.

Sie blickte Bruder William in seine braunen Augen und flüsterte: »Es war kein Traum.«

Bruder William lächelte, als er sagte: »Ihr fragender Blick bedeutet hoffentlich nicht, dass Sie von uns hier Antworten erhoffen.«

Dana nickte und massierte sich die Schläfen.

»Was ist mit Ihnen geschehen?«, wollte Jane Wynford wissen. Ihre lila Haare waren völlig durcheinander, woraus Dana den Schluss zog, dass sich die »Space Oma« in ihrer Ratlosigkeit gedankenlos durch die Haare gefahren war. »Dieses Kästchen leuchtete türkis, und dann haben Sie das Bewusstsein verloren.«

»Sie erinnern sich nun, Captain Frost«, sagte Richter Farlow verständnisvoll. »Machen Sie sich keine Sorgen, genau dafür wurden Sie vorbereitet.«

»Vorbereitet?«, fragte Dana und griff nach einem Glas Wasser, das vor ihr stand. Als sie das kühle Nass an ihrem Mund fühlte, spürte sie erst, wie trocken ihre Kehle gewesen war.

»Wo sind nun die Antworten, die uns versprochen wurden?«, forderte Jane Wynford verärgert.

Jason Meyer erhob sich und setzte einen Speicherstick in einen Anschluss an der Monitorwand ein. Die weiße Wand verwandelte sich in einen riesigen Screen, auf dem das Firmenlogo der *Sol-Vision Wizard Corporation* prangte.

»Captain Frost«, sagte er, »sind Sie bereit?«

»Bereit wofür?«, wollte Dana wissen und versuchte, ihre Gedanken zu sortieren.

»Bereit für Antworten«, sagte Jason Meyer.

Dana reckte ihren Rücken, spürte ein leises Knacken und richtete sich gerade auf. »Führen diese Antworten erneut zu türkisem Licht und wirren Erinnerungen?«

»Diesmal nicht«, erwiderte Mr. Meyer lächelnd. »Diesmal ist es nur eine Aufzeichnung von Esrim, Esaus Vater. Den Stick hat Esau mitgebracht.«

Dana konnte sehen, wie Esau den Kopf senkte, sobald er bemerkt hatte, dass sich alle Blicke auf ihn gerichtet hatten.

Dana spürte, wie sich immer mehr Unbehagen in ihr ausbreitete. Vor Kurzem noch hätte sie all das Gerede von Schicksalen, Geheimorganisationen und Bestimmungen als abergläubischen Unsinn abgetan. Doch allmählich erkannte sie, dass hinter all dem sehr viel mehr steckte. Und dass sie ganz massiv in dieses »Mehr« verstrickt war. Mit den Antworten kam eine große Verantwortung, zugleich würde sie wahrscheinlich Dinge erfahren, die ihr eindeutig nicht gefallen würden.

Langsam nickte Dana, und Jason Meyer betätigte das Play-Feld für das Video-File, das sich offenbar auf dem Datenspeicher befand.

Dana blickte in ein sonnengegerbtes und dennoch fahles Gesicht und in dunkle, rot unterlaufene Augen. Es waren Augen, die durch sie

hindurchzudringen schienen.

»Guten Tag, Dana Frost«, sagte der Mann. »Ich bin Esrim. Ich bin Esaus Vater, und ich bin von der GRAFSCHAFT beauftragt worden, Ihnen die Wahrheit zu sagen.«

*

30. April 2258
ALDEBARAN
23.49 Uhr

Die ersten Morax, die sich mit gezückten Monoschwertern den Marines näherten, wurden von Partikelstrahlen direkt im Gesicht getroffen. Die Morax trugen Sauerstoffmasken für den Fall der Fälle, doch die winzigen Partikel brannten sich ihren Weg durch die Masken und durch die Köpfe der Angreifer.

Unter tierischen Lauten sanken die ersten Moraxkrieger in sich zusammen. Doch bevor der erste Marine erneut feuerte, huschte eine Monoklinge wie ein dunkler Schatten durch die Luft und trennte den Kopf vom Körper des Soldaten.

David schloss für einen Moment die Augen, als er über den Monitor sah, wie das Blut aus dem kopflosen Körper sprudelte und die Rüstung des Moraxkriegers besudelte, ein Vorgang, der den Morax offenbar zu einer Art Jubelschrei veranlasste, während er mit seiner langen, breiten Zunge über die blutige Pranke leckte und ein wohliges Grummeln ausstieß.

David drehte es den Magen um, wenn er daran dachte, dass sich der Mörder seiner Frau vielleicht auf ähnliche Weise das Blut seines Opfers einverleibt hatte.

Erneut schwangen die Monoklingen durch die Luft, und den Marines blieb nichts anderes übrig, als den Rückzug anzutreten. Jeder wusste, dass es bereits genügte, von einer Monoklinge berührt zu werden, denn sie durchdrang auch härtestes Metall als wäre es Butter, da nutzten ihnen die schweren Panzeranzüge auch nichts.

Die Morax waren keineswegs nur mit ihren Monoklingen bewaffnet, sie verfügten auch über Projektilwaffen. Obwohl diese so groß waren, dass sie an die Granatwerfer des Star Corps erinnerten, waren sie nicht in der Lage, die Panzerung eines Marine-Kampfanzugs vollständig zu durchdringen. Doch die gewaltigen Geschosse reichten sehr wohl aus, um einen Marine zu Fall zu bringen.

Einer der Marines aktivierte das Breitbandfeuer seines Thermostrahlers und verwandelte den gesamten Korridor in eine Flammenhölle.

Die Morax kreischten auf, bis ihre verbrannten Körper in sich zusammenfielen.

David warf erneut einen Blick auf die Geschwindigkeitsanzeige.

19,89-prozentige Lichtgeschwindigkeit. *Da der Mesonenantrieb ausgefallen ist, wird es wohl nicht mehr werden*, warf er sich selbst vor.

»Aufschließen«, rief Sergeant Syd. Er wollte weiter vorrücken. Die Taktik war riskant, aber logisch. Je weniger Spielraum man den Morax gab, um ins Schiff vorzudringen, desto besser.

Plötzlich erhoben sich zwei der verkohlten Krieger und wirbelten mit dem Monoschwert in die Richtung ihrer Gegner, bevor diese reagieren konnten.

Einem Marine gelang es noch, auszuweichen, bei einem anderen blitzte die Klinge durch den Oberschenkel.

Der Marine schrie auf und übertönte das Sirren der Nadler, bevor er zusammenbrach.

»Vorwärts!«, befahl der Sergeant erneut.

Hinter den Marines eilten zwei Paramedics her und kümmerten sich um den verletzten Soldaten.

David sah über die schematische Statusanzeige die Biodaten der Marines und der eindringenden Morax, als ein Vibrieren durch die ALDEBARAN ging.

»Weiteres Sturm-Shuttle hat angedockt«, meldete Lieutenant Dunston.

So viel zu dem Plan, die Invasoren in kleinen Grüppchen zu besiegen, dachte David.

Nun geschah genau das, was zu befürchten war. Die Morax kamen von allen Seiten, was den Einsatz der Gauss-Gewehre verhinderte, wollte man nicht die eigenen Leute gefährden. Die Morax hingegen feuerten, scheinbar ohne Rücksicht auf Verluste in den eigenen Reihen.

David verkrampfte die Bauchmuskeln, als er die Todesschreie der Marines über die zugeschalteten Korridor- und Helmfunksprüche vernahm.

Die Morax metzelten sich systematisch durch die Soldaten, und David fragte sich, wie viele dieser kämpfenden Bestien sich wohl in einem einzigen Sturm-Shuttle befanden.

Die Morax schienen tatsächlich Spaß an diesem Kampf zu haben. David beobachtete auf einem anderen Monitor, wie zwei Morax einen Marine gepackt hielten, während ein dritter die Monoklinge langsam durch den Panzeranzug gleiten ließ.

David deaktivierte die kreischenden Schmerzensschreie des Marines.

»Wir müssen uns aus dem C-Deck zurückziehen«, hörte David die Stimme von Sergeant Syd. David antwortete nichts darauf, und er glaubte auch nicht, dass der Sergeant eine Antwort erwartete.

*

30. April 2258
Orbitalwohnheim von Jason Meyer
Umlaufbahn der Erde

»Esau«, begann der Mann, der sich als Esrim vorgestellt hatte und dessen Kopf den über zwei Meter großen Wandschirm ausfüllte, »ich weiß, das ist nicht leicht für dich. Aber du wirst darüber hinwegkommen. Denke immer daran: Ich habe es gesehen.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fuhr Dana dazwischen.

»Keine Sorge, Mrs. Frost«, sagte Esrim, gerade so, als habe er sie gehört, und Dana glaubte für einen Moment, in seinen müden Augen ein freches Funkeln zu erkennen, »zu Ihnen komme ich jetzt.«

Dana sah aus den Augenwinkeln, wie sich Esau abwandte, und hatte für einen kurzen Moment ein schlechtes Gewissen. Es war absurd. Obwohl dies eine Videoaufzeichnung war, fühlte sie sich dafür verantwortlich, dass Esrim nicht länger zu seinem Sohn sprach, sondern sich nun mit ihr befasste.

Esrim lächelte schwach. »Alle Personen in diesem Raum sind Ihnen bereits bekannt, Dana Frost«, begann er. »Die meisten kennen Sie aus Erinnerungen. Aus Erinnerungen an eine andere Zeitlinie. Eine Zeitlinie, die schließlich in der Großen Leere mündete. Sie kennen Cody Mulcahy, der ihr Captain auf der STERNENFAUST wurde. Sie kennen Jane Wynford, die dort als Erster Offizier diente. Sie kennen sogar meinen Sohn Esau, der sich für Sie geopfert hat. Und Sie kennen Richter Farlow, der in der anderen Zeitlinie zum Mörder wurde.«

Richter Farlow sprang entsetzt auf und stammelte: »Wie bitte?«

»Keine Sorge«, erwiderte Esrim, und wieder konnte man glauben, er habe gehört, was in dem Raum gesagt worden war. »Richter Farlow ist absolut ehrlich. Die Ereignisse, die ihn verbittern ließen, sind noch nicht geschehen. Und sie werden in dieser Zeitlinie auch nicht geschehen.«

»Wenn der Mann das unter Antworten versteht«, murmelte Jane Wynford, verstummte jedoch, als Esrim seine Rede fortsetzte.

»Sie, Dana Frost, haben versucht, die Große Leere zu verhindern, indem Sie den STERNENFAUST-Zwischenfall ungeschehen machten«, erklärte Esrim. »Sie werden bald feststellen, dass dieses Vorhaben umsonst war. Die Große Leere wird auch in dieser Zeitlinie kommen, vergeuden Sie daher keine Energie damit, indem Sie erneut versuchen, dies zu verhindern. Wichtig ist, dass Sie ins ›Auge des Universums‹ zurückkehren. Nur von dort kann und wird sich Ihr Pfad fortsetzen.«

»Das Auge?«, entfuhr es Dana. »Ich sah dort keinen Pfad. Nur eine Scheinrealität.«

Erneut lächelte Esrim, und abermals fuhr es Dana kalt über den Rücken. »Der Genetic-Junge Daniel«, sagte er schließlich, »hat Ihnen nicht in allem die Wahrheit gesagt. Doch verübeln Sie es ihm nicht. Sie waren noch nicht bereit für die Wahrheit.«

»Welche Wahrheit?«, rief Bruder William.

»Die beiden Zeitflüsse wurden vor langer Zeit vorhergesehen«, erklärte Esrim.

»Daher wurde Ihr Gedächtnis, Dana Frost, modifiziert. Auf Einstein wurden Ihre Gene nach Erkenntnissen, über die nur die Ritter der GRAFSCHAFT verfügen, entsprechend modifiziert. Ziel war eine Erweiterung der Fähigkeiten zur Onto- und Psychogenese. Ihr Gehirn verfügt über die einzigartige Fähigkeit, temporale Aktivationsmuster zu erstellen. Oder, um es einfach auszudrücken: Ihr Gehirn wurde darauf vorbereitet, die sich überlappenden Erinnerungen von zwei Zeitströmen zu verarbeiten, ohne in eine tiefe Schizophrenie zu verfallen. Dass sich dadurch ihr explizites Gedächtnis abnormal verbesserte, war sozusagen ein Nebeneffekt.«

Als Esrim zu sprechen aufhörte, hob Jane Wynford die Hände und sagte: »War es das?« Sie sah sich fragend um.

»Sie alle«, ertönte plötzlich die Stimme von Esrim, »Sie alle haben große Opfer erbracht. Cody Mulcahy, du bist in der anderen Zeitlinie zu einem eindrucksvollen jungen Mann herangereift, der für sein Können und seine Selbstdisziplin geachtet und geschätzt wird. Doch genau diese Eigenschaften wurden durch viel Leid und Verzicht erworben. Esau, in der ersten Zeitlinie war es dein Schicksal, über viele Jahre allein auf der Insel zu verbringen, nur um dich dann für Dana Frost zu opfern. Pratte Farlow, schwere Schicksalsschläge führten bei dir zu einer schweren Verbitterung, die deinen Verstand verwirrten, was viele Todesopfer nach sich zog. Jane Wynford, wie so viele andere verloren auch Sie bei einem Angriff der Wanagi viele ihrer Kinder, Enkel und Urenkel. Nun haben Sie die Möglichkeit, sie alle zu retten. Bruder William, Sie starben auf der STERNENFAUST, um das Schiff und die Crew zu retten. Begleiten Sie von nun an Dana Frost und bleiben Sie diesmal an Ihrer Seite. Peter Bench, in der anderen Zeitlinie bist du ein Niemand und Herumtreiber. Wenn du nach einer Möglichkeit suchst, Gutes zu tun, kümmere dich um Esau. Du kannst ihm viel beibringen. Jason Meyer, du warst mir ein treuer Kastellan. Führe die Ethik der Ritter fort, indem du deine Macht nicht missbrauchst.«

Langsam blickte Esrim in die Runde. »Das war es«, sagte er zum Abschluss. »Meine Aufgabe ist erledigt. Dana Frost, ich verneige mich vor Ihnen, denn der schwerste Weg steht Ihnen erst noch bevor.«

In diesem Moment fror das Bild von Esrim ein, und Jason Meyer berührte ein Touchscreen-Feld und deaktivierte den Screen, der sich wieder in eine normale Wandfläche verwandelte.

»Nett, was man da so hört«, sagte Jason Meyer an Richter Farlow gerichtet.

»Du kannst mich nicht für etwas verantwortlich machen, das ich in einer fernen Zukunft in einer anderen Zeitlinie getan habe«, sagte Richter Farlow. Er versuchte, es humorvoll klingen zu lassen, doch Dana konnte er nicht täuschen. Sein Gesicht hatte jegliche Farbe verloren. Kein Wunder, es brachte wohl jeden aus der Fassung, wenn er zu hören bekam, dass ixt ihm die Fähigkeit zu morden schlummerte.

»Ich weiß noch immer nicht, was ich von all dem halten soll«, sagte

Bruder William.

»Zugleich habe ich das Gefühl, dass Sie bereits von den Rittern der GRAFSCHAFT wussten«, sagte Dana.

Bruder William nickte. »Ich habe in vielen Aufzeichnungen von den Rittern gelesen. Von den Rittern und ihrem angeblichen Kontakt zu einem Geistwesen namens GRAFSCHAFT. Ich habe sogar gelesen, dass Esau das letzte Medium sein soll, und dass die Ritter der GRAFSCHAFT die beiden Flüsse vereinen. Doch ich habe nie an die Hintergründe geglaubt. Ich dachte, es sei ein verschworener Haufen einer abstrusen Sekte.«

»Was soll jetzt geschehen?«, sagte Dana Frost. »Diese Erinnerungen an die andere Zeitlinie wird mir kein Mensch glauben.«

»Wie Esrim schon sagte«, erwiderte Jason, »Ihre Aufgabe ist es nicht, jemanden zu überzeugen. Sie müssen ins ›Auge des Universums‹ zurück.«

»Wie soll ich das schaffen? In der anderen Zeitlinie erreichte ich das ›Auge des Universums‹ mit dem HD-Antrieb, der mehr als sechsmal schneller als ein Bergstrom-Antrieb ist. Und dennoch bin ich ein halbes Jahr unterwegs gewesen. Von der Überwindung der Kosmischen Barriere gar nicht zu reden. Ich müsste mich erst auf die Suche nach der Entität machen, und die nahm damals nur Kontakt zu mir auf, weil sie meinen Gehirntumor erkannt hatte.«

»Sie müssen einfach einen anderen Weg finden«, sagte Jason Meyer.

Dana schüttelte den Kopf. Hier machten es sich alle ein wenig zu einfach. »Und was soll im ›Auge des Universums‹ geschehen? Welche Zeitlinie soll ich dort retten?«

»Beide«, antwortete Jason Meyer ungerührt.

Dana starrte ihn mit fassungslos geweiteten Augen an. Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Ich wusste bislang nicht, wie ich *eine* Zeitlinie rette. Jetzt soll ich beide retten?«

»Ich bin sicher, der Pfad wird sich Ihnen zeigen, wenn es soweit ist.«

»Na, dann ist ja alles in Ordnung«, erwiderte Dana lakonisch.

»Nicht ganz«, sagte Jason Meyer, und nun lachte Dana spöttisch auf. Hatte er ihre Ironie wirklich nicht verstanden? »Esrim hat mich darüber informiert, dass ein Angriff auf das Solsystem bevorsteht.«

»Wie bitte?«, rief Dana.

»Es wird dem Solsystem schlimmer ergehen als der Wega. Ich biete Ihnen und Ihren Familien an, Sie umgehend mit einem Firmenraumschiff nach Second Earth zu bringen.«

»Ins Tau-Ceti-System?«, entfuhr es Dana.

»Was soll das heißen, wir und unsere Familien?«, wollte Jane Wynford wissen.

»Ihre Kinder. Ihre Enkel …«

»Das … Das klingt nicht fair«, sagte Jane Wynford nachdenklich. »Warum rettet Esrim uns, aber nicht den Rest der Menschheit?«

»Wir können nicht alle retten«, erklärte Jason Meyer ungerührt. »Das ist die schlimmste Lektion, die auch noch Sie, Dana Frost, werden

lernen müssen. Esrim hatte gehofft, Sie, Mrs. Wynford, würden sich um Cody und Esau kümmern. Und Ihr Enkel Peter scheint auch ein wenig Betreuung zu benötigen.«

»Großartig«, murmelte Peter.

»Es ist ein Angebot«, sagte Jason Meyer ungerührt. »Ich kann Ihnen eines versichern: Das Solsystem ist ein Ort, an dem Sie in einigen Stunden nicht mehr sein wollen.«

Dana erhob sich langsam. Die Gedanken wirbelten durch ihren Kopf. Mehr und mehr Erinnerungen fluteten ihr Gedächtnis, darunter ein langes Leben auf Gandaron V und der Flug in der BEHRING. Schließlich blickte sie blinzelnd zu Bruder William und sagte: »Ich werde in Zukunft wohl einige Meditationsübungen brauchen.«

»Ich werde nicht von Ihrer Seite weichen, Dana«, erklärte Bruder William.

»Und ich werde nicht zulassen, Sie noch einmal zu verlieren«, antwortete Dana.

*

1. Mai 2258
ALDEBARAN
00.23 Uhr

David nickte seinem Ersten Offizier zu.

In diesem Moment explodierte die Schiebetür zur Brücke.

Metallsplitter sirrten durch die Luft.

Alle Brückenoffiziere waren in Deckung gegangen.

Der Rauch hatte sich noch nicht verzogen, als David bereits zu feuern begann. Er hörte auch nicht auf, als der abgeschlagene Kopf eines Marineinfanteristen samt Helm über den Boden rollte.

Es war eine gezielte Taktik der Morax, die Opfer durch extreme Grausamkeiten zu demoralisieren. Und sie hatten Erfolg. David spürte, wie der Angstschweiß aus seinen Poren trat.

Er versuchte, sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren. Doch letztlich spielte ihm seine Fantasie die übelsten Streiche. Er malte sich unwillkürlich aus, wie es sich anfühlte, von einer Moraxklinge enthauptet zu werden.

Die Geschichte war voll alberner Legenden von Leuten, die nach der Enthauptung noch gelebt haben sollen, und allgemein wurde vermutet, dass das Gehirn erst nach über zehn Sekunden aufgrund der fehlenden Sauerstoffzufuhr abstarb und bis dahin die Umwelt noch wahrnehmen konnte.

Die Partikelstrahlen sirrten, zeitgleich schossen die Morax ihre Waffen ab.

Zwei Konsolen wurden getroffen, Rauch stieg auf, verletzte Morax taumelten nach vorne und schossen, während der stechende

Ozongeruch auf David einströmte.

Fähnrich Jones versuchte, nach hinten auszuweichen und taumelte. Ein Fehltritt, den er umgehend mit dem Leben bezahlte, als ein Morax auf ihn zustürmte und – noch während ihn die Nadlerstrahlen durchsiebten – mit der bläulich flimmernden Monoklinge ausholte und den jungen Mann zerteilte.

Weitere Schüsse ertönten und brachten den Panorama-Schirm zum Zerbersten.

David schoss wild um sich. Als das Nadler-Magazin leer war, blickte er mit rasendem Herz um sich und erkannte, dass sich bei den Morax nichts mehr regte.

Die Morax hatten fast das gesamte Schiff durchkämmt. David hatte längst Code 305 erteilt und damit die Evakuierung befohlen. Vielleicht würden die Morax das Interesse an einzelnen Rettungskapseln verlieren, ausrichten konnten die Crewmitglieder darin ohnehin nichts.

Erneut ging ein Vibrieren durch das Schiff. Wahrscheinlich hatte ein weiteres Sturmshuttle der Morax angedockt.

»Verschwinden wir von hier«, sagte David zu seinem Ersten Offizier, und da erkannte er erst, dass sein IO mit einer großen, klaffenden Wunde auf der Stirn an der Wand lehnte. David wusste nicht, weshalb der Offizier noch immer auf den Beinen stand und nicht in sich zusammensackte.

»Lieutenant Dunston, Lieutenant Fisher«, rief David, »los, zum Hangar. Wir verlassen das Schiff.«

»Lieutenant Dunston ist tot, Sir«, meldete Fisher. David spürte nichts. Es hatte an diesem Tag zu oft den Tod erlebt und gesehen, als dass sein Gehirn noch irgendeine Möglichkeit sah, dies zu registrieren.

»Gehen wir«, sagte David nur und eilte mit dem Taktikoffizier hinaus in den Korridor.

*

David und Lieutenant Fisher erreichten wenige Minuten später das Schott zum Shuttlehangar. Auf dem Weg dorthin hatten sie nur tote Crewmitglieder gefunden.

Im Hangar befand sich noch eine Fähre, und für einen Moment hielt David inne und fragte sich, welchen Sinn das Ganze noch hatte. Die ALDEBARAN befand sich weiterhin im Flug Richtung Solsystem und funkte permanent die Nachricht über die gescannte Flotte der Angreifer.

Die Wahrscheinlichkeit, das Sonnensystem der Erde mit einem Shuttle besser zu erreichen, war gleich null.

»Wollen wir mit der Fähre die ALDEBARAN verlassen?«, fragte Lieutenant Fisher, und David erkannte, dass dem Offizier offenbar die gleichen Fragen durch den Kopf gegangen waren.

»Besser, als hier auf der ALDEBARAN auf weitere Angriffe von

Sturmshuttles zu warten«, antwortete David und überzeugte sich mit dieser Aussage beinahe selbst.

Während der Boden bebte, eilten David und Lieutenant Fisher zur ALDEBARAN L-1.

David betätigte den Öffnungsmechanismus für das Schott der Fähre, als er plötzlich in den Lauf eines Nadlers starrte.

»Mira«, stammelte er und fügte hinzu: »Lieutenant O'Hara!«

Mira verzog das Gesicht, und David konnte es ihr nicht verdenken. Die Crew war tot, und die Wahrscheinlichkeit, dass sie aus der Sache lebend herauskamen, war gleich null. Und dennoch wagte es David nicht, Mira im Beisein von Lieutenant Fisher mit ihrem Vornamen anzusprechen.

»Was tun Sie hier?«, fragte David, als Mira die Waffe senkte.

»Ich warte«, erwiderte Mira. »Als Code 305 ausgegeben wurde, habe ich die Fähre startklar gemacht. Dann haben die Morax den Hangar gestürmt. Ich bin in der Fähre geblieben, und die Morax haben mich hier offenbar übersehen. Seitdem warte ich auf Überlebende.«

»Es werden wohl keine mehr kommen«, sagte David und holte schwer Luft. Oftmals wurden einem die Dinge erst dann wirklich klar, wenn man gezwungen war, sie laut auszusprechen. David schloss für einen kurzen Moment die Augen, ganz so, als könne er damit die Gewissheit ausblenden, dass von einer Besatzung, die aus 127 Mann bestand, offenbar nur noch sie drei am Leben waren. »Starten wir«, sagte David und begab sich in die Fähre.

*

Als David neben Mira an der Steuerkonsole der ALDEBARAN L-1 Platz nahm, dachte er, dass es wie damals war, als sie mit der SIKANDER L-2 vor den Morax geflohen waren.

Da das Außenschott des Hangars nicht mehr auf das Signal der L-1 reagierte, setzte Mira die Gauss-Kanone ein, um sich einen Weg freizuschießen.

Als die L-1 mit dem Antigravantrieb abhob und auf die kleine Öffnung zusteuerte, wollte David für einen Moment aufschreien, weil er befürchtete, die Fähre würde unmöglich durch die enge Öffnung passen. Doch er hatte sich geirrt. Die Fähre erreichte unbeschädigt den freien Raum, wo Mira O'Hara das Ionentriebwerk zündete, um weiter zu beschleunigen.

»Senden Sie diese Nachricht in Dauerschleife an die Solaren Welten«, sagte David und setzte einen Speicherstick in die Ausbuchtung der Steuerkonsole.

»Mache ich, David«, antwortete Mira. David nickte. Nun war es egal, sollte Lieutenant Fisher ruhig mithören.

Doch Fisher war offenbar mit anderen Dingen beschäftigt. »Moraxjäger im Anflug!«, meldete er.

»War zu erwarten«, sagte David.

»Wie lautet dein Plan?«, wollte Mira wissen.

David zuckte mit den Schultern. »Den Geschossen der Jäger ausweichen, und vielleicht selbst ein paar abschießen.«

Mira nickte langsam. »Du hast nicht zufällig noch einen etwas besseren Plan B?«, sagte sie schließlich.

David musste trotz der aussichtslosen Situation grinsen. Er erinnerte sich daran, dass es genau das war, was er einst so sehr an Mira geliebt hatte. Sie schaffte es mit ihrem trockenen Humor, ihn aus seiner Lethargie zu reißen. »Es tut mir leid, dass alles so gekommen ist«, sagte er schließlich.

»Was tut dir leid?«, fragte Mira scheinbar interesselos nach.

»Du meinst, abgesehen von zwei zerstörten Schiffen und ermordeten Crews?«, erwiderte David spitz. Dann nickte er. »Es tut mir leid, dass ich nicht immer aufrichtig zu dir war. Du hast Besseres verdient.«

»Sicher doch!«, sagte Mira zynisch.

»Irgendetwas wolltest du mir heute auf dem Korridor der ALDEBARAN sagen«, erwiderte David. »Was war es?«

»Es spielt nun ohnehin keine Rolle mehr«, seufzte Mira.

»Dennoch würde ich es gerne wissen.«

Mira holte tief Luft. »Du verstehst nicht, dass du nicht immer jedermanns Liebling sein kannst. Aber genau das willst du sein. Vorzeige-Offizier, Freund, Vorbild …«

»Ich verstehe nicht, was …«

»Weil du genau damit die Menschen verletzt. Du hättest mir viel früher sagen müssen, dass du wieder mit deiner Verlobten zusammen bist, anstatt mir eine heile Welt vorzuspielen. Und jetzt willst du mit mir befreundet sein! Warum? Glaubst du, mir geht es besser, wenn ich jeden Tag freundlich den Mann grüße, mit dem ich den Rest meines Lebens verbringen wollte? Oder ist es nicht in Wahrheit so, dass *du* dich dann besser fühlst, weil du dir dann weiterhin als Mister Strahle- und Saubermann im Spiegel zulachen kannst?«

David schwieg.

»Es ist nichts Falsches daran, genau das zu tun, was man will«, fuhr Mira fort. »Du hattest am Ende alles bekommen, was du wolltest. Und du hast dabei weder auf meine Gefühle noch auf die Gefühle deiner Familie Rücksicht genommen.«

»Hätte ich wegen dir und meiner Familie das zurückstellen sollen, was mir richtig erschien?«

»Natürlich nicht.« Mira schüttelte fast mitleidig den Kopf. »Doch du musst dann auch aushalten können, dich unbeliebt zu machen. Du musst es ertragen können, dass Menschen wütend auf dich sind. Du bist nicht mehr der hübsche, blonde und hochbegabte kleine David, der wahrscheinlich von allen Seiten geliebt und verhätschelt wurde. Du hast mich erst betrogen und dann verlassen. Und solange du mir mit albernen Freundschaftsangeboten kommst, zeigt mir das nur, dass du gar nicht begreifst, was du mir angetan hast.«

»Wäre ich nicht zu Wyona zurückgekehrt, wäre all das heute nicht passiert. Wir hätten miteinander glücklich werden können.«

Mira schüttelte den Kopf. »Ich habe es immer gewusst«, seufzte sie schließlich. »Ich wusste, dass meine Beziehung zu dir nicht von Dauer sein würde.«

»Wer weiß. In einem anderen Universum, einem, in dem die Dinge nicht ganz so furchtbar laufen, sind wir vielleicht glücklich beisammen.«

»Wenn es so ein Universum gäbe, wärst du darin mit Wyona Ramesha verheiratet. Ihr wart füreinander bestimmt. Und tief in mir habe ich genau das auch immer geahnt.«

David wollte Mira nicht widersprechen, auch wenn er davon überzeugt war, dass Mira versuchte, ihre unterschwellige Angst, ihn zu verlieren, in etwas Schicksalhaftes umzudeuten. David glaubte nicht mehr daran, dass es so etwas wie Schicksal überhaupt gab. Ihm schien alles beliebig, zufällig und austauschbar. Hätte Wyona einen anderen Schichtdienst gehabt, wäre sie vermutlich nie auf der ELARA gelandet. Er hätte die ELARA nicht verfolgt, die ALDEBARAN wäre nie aufgebrochen, und der Tod sehr vieler Menschen wäre nie eingetreten.

»Jägerschiffe der Morax in Feuerreichweite«, meldete Lieutenant Fisher.

In diesem Moment sah David ein grünes Feld aufleuchten. Es erschien der Schriftzug »Funk-Verbindung über Bergstrom-Raum wird aufgebaut.« Dann, wenige Sekunden später, wurde eine ganze Latte von Schlüsselpositionen aufgelistet, und dahinter in Windeseile jeweils ein grafisches Okay-Häkchen. Zuletzt erschien auch der Schriftzug »Nachricht gesendet!«

»Feuern Sie, so gut Sie können!«, rief David. Sie hatten die Nachricht an die Solaren Welten abgesendet. Der Angriff der Flotte würde das Solsystem nicht mehr länger unerwartet treffen.

Dann murmelte er Mira ins Ohr: »Wir kämpfen bis zum Letzten.«

»Wie in alten Zeiten«, flüsterte Mira.

*

1. Mai 2258
STERNENFAUST
11.17 Uhr

Dana Frost schwirrte der Kopf.

Mehr und mehr fraß sich die Erkenntnis in ihr Bewusstsein, dass sie für die aktuelle Katastrophe verantwortlich war.

Das Star Corps hatte eine Funknachricht von einer Landefähre der ALDEBARAN erhalten. Commander David Stein hatte vor dem Angriff einer riesigen Flotte gewarnt. Eine Flotte, die durch Sabotage von Bergstromsonden und künstlich herbeigeführten Funkstörungen

bislang unerkannt durch den Bergstromraum flog.

Außerdem ging das Star Corps davon aus, dass die ELARA und die ALDEBARAN vernichtet wurden und dass es keine Überlebenden gab. Auch die Fähre von David Stein konnte nicht geortet werden.

Dana erinnerte sich noch genau, wie ihr Michael Tong Lieutenant Stein vorgestellt hatte. Sofort hatten Steins blaue Augen sie eingehüllt und Gefühle in ihr geweckt, die sie damals – nach der Scheidung von Tonio Gordon – für verloren geglaubt hatte. Für eine kurze Zeit war sie regelrecht in David Stein verschossen gewesen.

In der alten Zeitlinie – in der *ersten* Zeitlinie – hatte David Stein das Star Corps verlassen und Wyona Ramesha geheiratet. Und jetzt war er Opfer dieses unsäglichen Gemini-Krieges geworden.

Wie hatte Dana nur übersehen können, dass die Gemini damals nur deshalb hatten besiegt werden können, weil es Professor von Schlichten gelungen war, eine Störquelle im HD-Raum zu erzeugen. Dies wiederum war von Schlichten nur deshalb möglich gewesen, weil er durch die Daten des STERNENFAUST-Zwischenfalls reichlich Informationen über den HD-Raum gewonnen hatte.

Nun hatten sie den Gemini nichts entgegenzusetzen.

Der Gemini-Konflikt war in der alten Zeitlinie nahezu eine Randerscheinung gewesen. Dramatisch für das Wega- und das Shush-System, doch bis zum Solsystem waren die Gemini nie vorgedrungen.

Und jetzt brauchte es gar keine Wanagi oder Kad'Chie mehr, es reichten bereits die Gemini.

»Captain Frost«, meldete sich Lieutenant Commander Robert Mutawesi, der noch immer vorübergehend die Aufgaben eines Ersten Offiziers übernahm, auch wenn er offiziell für diesen Posten nicht vorgesehen war, »bitte kommen Sie auf die Brücke!«

Es war soweit!

Als sich Dana erhoben hatte, leuchtete ein Textfenster auf ihrem Kom-Terminal grün auf. Auf ihm stand nur eine kurze Nachricht: »Haben das Sonnensystem sicher verlassen. J.M.«

Dana spürte, wie eine Last auf ihrer Brust lag, als sie versuchte, tief durchzuatmen. Nur mit großen Mühen hatte sie ihre Mutter dazu bringen können, überstürzt ihr Zuhause zu verlassen. Und soweit es Dana mitbekommen hatte, war auch Jane Wynford erfolgreich dabei gewesen, all ihre Familienmitglieder zusammenzutrommeln.

Dana musste zugeben, dass dies ein schwacher Trost war.

*

»Bericht!«, sagte Dana, als sie die Brücke betrat.

Lieutenant Toober starrte auf ihre Anzeigen, während sie laut verkündete: »Mehrere Schiffe verlassen den Bergstromraum. Zwei Dreadnoughts, vier Fregatten, ein Schlachtkreuzer, zwei Schwere Kreuzer, korrigiere, drei Dreadnoughts … vier Dreadnoughts …,

korrigiere …«

»Übertragen Sie das Schaubild auf den Hauptschirm«, unterbrach sie Dana.

Auf den Schirm waren die Schiffe der eigenen Flotte zu sehen, zugleich tauchten immer mehr rote Punkte auf, welche die Feindschiffe markierten. Noch schienen die Flotten extrem weit voneinander entfernt zu sein, aber da die Angreifer soeben den Bergstromraum verließen, rasten sie mit fast vierzigprozentiger Lichtgeschwindigkeit auf die Verteidiger zu.

»Es sind auch Schiffe des Bautyps der J'ebeem und Shisheni darunter«, erklärte Lieutenant Toober. »Aber noch sind die Feindschiffe in der Unterzahl.«

Dana warf Shesha'a einen Blick zu. Sie bedauerte nun, ihre Shisheni-Schwester an Bord genommen zu haben, wo sie plötzlich einer so großen Gefahr ausgesetzt war.

»Dann wollen wir hoffen, dass es dabei bleibt«, meinte Dana.

Admiral Takato befehligte die Carrier und Dreadnoughts. Die Admirals dieser Schiffe wiederum gaben die Befehle an die Schweren, Leichten und an die Sondereinsatzkreuzer weiter, sowie an die Zerstörer. Dana war einem Admiral namens Merril unterstellt.

»Die Feindschiffe schwärmen aus«, meldete Lieutenant Toober. »Sie scheinen sich im gesamten Sonnensystem ausbreiten zu wollen.«

Dana nickte. Man hatte dieses Vorgehen aufgrund der Daten aus dem Wegasystem vorhergesehen. Den Angreifern, von denen mehr und mehr Schiffe den Bergstromraum verließen, ging es nicht darum, eine Flotte zu bekämpfen. Sie wollten das Sonnensystem erobern.

In diesem Moment war es Dana egal, ob es selbstsüchtig, ungerecht oder verantwortungslos war, in diesem Moment war Dana nur froh, dass ihre Mutter sich halbwegs sicher auf einem privaten Passagierschiff von Jason Meyer befand und dadurch in Sicherheit gebracht wurde.

Wenn es in dieser Galaxis überhaupt noch so etwas wie Sicherheit gab. Denn ganz abgesehen von der Großen Leere, bestand wohl kaum ein Zweifel mehr, dass sich die Gemini in der bekannten Galaxis ausbreiten wollten.

Die strategische Anzeige verharmloste das Geschehen, indem es jedes Schiff zu einem winzigen Punkt reduzierte. Die Grafik erinnerte Dana an zwei Bienenschwärme, von denen der eine auf den anderen zusteuerte. Die Schiffe der Solaren Welten bewegten sich nicht, und auf dem Schaubild erweckte es den Eindruck, als verharrten sie in einer Art Schockstarre.

Die Schiffe des Star Corps hatten entsprechend Position bezogen, soweit dies in der kurzen Zeit, die seit der Warnung durch David Stein vergangen war, überhaupt möglich war. Die Flotte beschützte insbesondere die Kommunikationssatelliten und die Orbitalen Relaisstationen. Die Forschungsanlagen auf dem Mars, die Industrie- und Trainingsgebiete des Merkur, die Akademie auf Ganymed und

Spacedock 13 in der Erdumlaufbahn waren neben der Erde und ihrem Mond die empfindlichsten Punkte, die es zu verteidigen galt.

Als erstes schwärmten die Jägerschiffe der Carrier und Dreadnoughts aus, während insbesondere die Zerstörer ihre Gauss-Kanonen aktivierten.

»Jäger-Ausschleusung der Dreadnoughts und Carrier läuft«, meldete die rechnergestützte Taktikverwaltung.

Noch war Dana zur Untätigkeit verdammt. Während in den Carriern bei den Kommunikations- und Taktikoffizieren Hochbetrieb herrschte, um Hunderte von Meldungen zu priorisieren und in die taktische KI einzugeben, damit dort eine Auswertung erfolgen konnte, konnten Dana Frost und ihre Crew im Moment nur auf eingehende Befehle warten.

»Feindliche Flotten befinden sich in zwei Minuten in Feuerreichweite der ersten Schiffe des Star Corps«, sagte Lieutenant Toober.

Dana nickte. Die Ruhe, die im Moment von der strategischen Anzeige ausging, würde bald ein Ende haben.

Mit einer leichten Bewegung ihres Mittelfingers aktivierte Dana die Kom-Meldungen, die durch die KI rauschten, und erkannte, wie zahlreich die Funksprüche und Meldungen waren. Die Texte huschten über ihre Konsole. Eine der wichtigsten Aufgaben bei einem Großeinsatz, wie dem bevorstehenden war, all diese Informationen den einzelnen Schiffen zuzuweisen, damit die Kommandanten auf Ereignisse entsprechend reagieren konnten, ohne von diesem Datenmüll erschlagen zu werden.

»Angriffsformation Delta«, konnte Dana auf Ihrem Kom-Schirm lesen. Sie wusste, was diese Formation bedeutete. Acht Zerstörer sollten sich bündeln und mit vollen Beschleunigungswerten versuchen, sich eine Schneise durch den gegnerischen Verband zu bahnen. Jetzt, in der Phase, in welcher der Gegner noch damit beschäftigt war, die Austrittsgeschwindigkeit des Bergstromraums zu drosseln, war er auch am verwundbarsten.

Mit rasendem Herzen und kalten Händen starrte Dana wie versteinert auf die Anzeige. Es schien tatsächlich gar nicht so schlecht zu laufen. Die ersten Angreiferschiffe gerieten in einen Hagel aus Gauss-Geschossen und verglühten.

Dennoch war es ein teuer erkaufter Sieg, denn es hatte fast dreimal so viele Jägerschiffe der Solaren Welten erwischt.

Die Gemini klonten. Sie konnten Menschen kopieren, und wenn sie so etwas Komplexes wie den menschlichen Körper so leicht kopieren konnten wie einen Datenchip, dann war es vorstellbar, dass dies den Gemini erst recht auch mit Raumschiffen gelang. Im Grunde mussten sie nur ein paar Dutzend Mal die STERNENFAUST kopieren. *Und die Besatzung dazu*, dachte Dana bitter und sah wieder den geklonten Stephan van Deyk vor sich, der sie kürzlich auf ihrem eigenen Schiff verhöhnt hatte.

»Starke Hüllenbrüche beim Dreadnought STARCHASER«, meldete

die Computerstimme.

Dana aktivierte auf ihrer Konsole eine Ausschnittsvergrößerung. Im Moment erinnerte sie der Dreadnought STARCHASER eher an einen Igel. Aus allen Seiten perlten die Gauss-Geschosse.

»Scanne zwei Kridan-Raumer«, rief Lieutenant Toober aufgeregt.

»Das sind keine Kridan«, sagte Dana ruhig. »Diese Gegner bedienen sich bei allen Spezies, die ihnen über den Weg laufen. Kridan, Morax, J'ebeem …«

Es war, als hätten sich alle Alien-Rassen zusammengetan, um gemeinsam gegen die Solaren Welten vorzugehen. Die Gemini kreierten quasi ein »Best of All Worlds«.

Graue Emissionsbahnen deuteten auf Raketen hin, wie sie normalerweise von den J'ebeem verwendet wurden.

Drei irdische Zerstörer wurden von gegnerischen Gauss-Geschossen nahezu halbiert. Schließlich zerplatzten die Schiffe.

Dana ließ die Stelle optisch vergrößern, als sie erkannte, wie aus einem unscheinbaren Feindschiff ein blauer Strahl hervortrat und den Carrier STAR WARRIOR traf.

»Unbekannte Feindtechnik«, wurde in roten Buchstaben eingeblendet, darunter der hoffnungsvolle Schriftzug: »Analyse läuft.«

Noch bevor die Analyse den Verdacht bestätigte, sprach ihn Dana auch schon laut aus: »Der Nano-Laser von der WAR HOPE«, murmelte sie.

Mit einem Überfall auf die Raumstation WAR HOPE hatte der Gemini-Konflikt begonnen. Dort hatten die Gemini den Prototyp eines Nano-Lasers an sich gebracht, dessen sogenannte Nano-Viren in die Molekülketten von Schiffswandungen eindrangen, um diese schließlich zu zersetzen. Im Grunde genügte ein Treffer durch einen Nano-Laser, um ein Schiff gänzlich zu vernichten.

Der Treffer ließ eine Sichelhälfte der STAR WARRIOR aufglühen, die anschließend wie marodes Metall zerblätterte.

Der Nachteil des Nano-Lasers war die Zerfallsrate des Kristalls, die von dem Nano-Virus derart beschleunigt wurde, dass die Waffe nach dem fünften Feuerbefehl unbrauchbar wurde. Doch offensichtlich hatten die Gemini dieses Hindernis überwunden, denn die blauen Laserstrahlen rissen nicht ab.

»Beschuss durch Fusionsraketen registriert«, erklärte die KI.

In nur dreißig Sekunden vernichteten die Angreifer weitere fünf Zerstörer und einen schweren Kreuzer.

Dana schüttelte den Kopf. Es war hoffnungslos.

Die Gemini-Schiffe steuerten auf einen Dreadnought zu, während um den Dreadnought herum etliche Jägerschiffe wie Seifenblasen zerplatzten.

Der Dreadnought verfügte über einen Mesonenantrieb und hatte die größtmögliche Beschleunigung aktiviert, dennoch wirkte er auf dem Strategieplan starr und unbeweglich.

»Dreadnought HAMBURG, Schlachtkreuzer BABYLON und

Sondereinsatzkreuzer AMSTERDAM vernichtet«, meldete eine Laufschrift auf dem Hauptschirm.

Das darf doch nicht wahr sein!, dachte Dana erschüttert.

In diesem Moment wurde der Bildschirm dunkel.

Dana wartete einige Sekunden, dann rief sie: »Was ist los? Ein Systemausfall?«

»System-Check verläuft positiv«, meldete Robert Mutawesi.

»Warum ist dann der Hauptscreen dunkel?«, wollte Dana wissen.

»Empfange Kom-Daten«, rief Susan Jamil. »Die Übertragung lässt sich nicht abbrechen.«

»Ein Software-Angriff?«, wollte Dana wissen.

»Möglich«, erwiderte Lieutenant Jamil. »Aber ein sehr effektiver.«

»Bislang ist nur der Hauptschirm betroffen«, erklärte Robert Mutawesi.

Das ergab keinen Sinn. Wer programmierte einen Software-Virus, um die Anzeigen zu deaktivieren, und beschränkte dies dann auf den Hauptschirm?

»Computer! Stimmzertifizierung Tango-Eins«, rief Dana.

»Stimmzertifizierung positiv«, kam die Antwort.

»Sofortige System-Protection aktivieren! Zugang zu äußeren Netzwerken kappen!«

»Befehl nicht ausführbar«, kam die Antwort.

Nun wusste Dana, dass sich ein feindlicher Computervirus ins System geschlichen hatte. Sobald der Computer nicht mehr auf eine Tango-Eins-Anweisung mit Stimmzertifizierung des Kommandanten reagierte, galt ein System als derart beeinträchtigt, dass für die Sicherheit der Besatzung nicht mehr garantiert werden konnte. »System-Analyse!«, rief Dana. Noch war sie nicht bereit, die STERNENFAUST aufzugeben. »Weshalb nicht ausführbar?«

»Autorisierung wurde deaktiviert.«

»Von wem?«, rief Dana.

»Von Nummer Eins«, kam die Antwort.

In diesem Moment häuften sich die eingehenden Meldungen. Die meisten Schiffe meldeten, dass ihre Hauptschirme ebenfalls ausgefallen waren.

»ARES, ROGERS II und SURVIVOR IV vernichtet«, konnte Dana als Meldung von ihrer Konsole ablesen, als plötzlich das Gesicht von Stephan van Deyk auf dem Bildschirm erschien.

»Das darf nicht sein«, platzte es aus Dana heraus.

»Guten Tag«, meldete sich Stephan van Deyk. Der Mann auf dem Bildschirm sah nicht nur genauso aus wie Stephan van Deyk, nein, er hatte auch das gleiche, ironische Funkeln in den Augen und das charmante, leicht überhebliche Grinsen.

»Ich bin Nummer Eins«, sagte Stephan van Deyk. »Ich spreche für das Gemini-Imperium. Wie Sie bereits bemerkt haben, verfügen wir über weit überlegene Waffen und Ressourcen. Wir haben die Emuyili-

Legierungen der Shisheni modifiziert. Wir haben die Schwächen des Nano-Lasers von der WAR HOPE behoben. Wir verfügen über die Graserwaffen der Kridan, die Ionenkanonen der J'ebeem und die Gauss-Kanonen der Solaren Welten. Wir sind die Elite, und wir sind gekommen, um eine neue Ordnung zu errichten. Wir sind keine Barbaren. Wir erlauben der Flotte des Star Corps den sofortigen Abzug. Überlassen Sie uns das Solsystem! Sie haben fünf Minuten Bedenkzeit. Bis dahin erwarte ich eine Nachricht des Ratsvorsitzenden John Paljanov oder von Admiral Takato, dem obersten Befehlshaber des Star Corps. Ich fordere in dieser Zeit absolute Waffenruhe. Nummer Eins, Ende.«

Daraufhin verschwand das Bild von Nummer Eins vom Hauptschirm, und nun war auch wieder das Bild zu sehen, das zuletzt auf dem Hauptschirm eingestellt worden war.

Nach nur wenigen Sekunden erschien das blasse Gesicht von Admiral Takato auf dem Hauptschirm. »Admiral Takato an alle Verbände und Jägerschiffe«, ertönte es über die Kom-Lautsprecher. »Sofort jegliches Feuer einstellen. Ich wiederhole: Sofort Feuer einstellen! Erwarten Sie weitere Anweisungen.«

In diesem Moment verschwand sein Bild vom Screen, und Dana sagte zu Robert Mutawesi: »Sie haben den Admiral gehört!«

»Aye, Ma'am«, antwortete der Waffen- und Taktikoffizier.

»Wie glauben Sie, wird der Ratspräsident entscheiden?«, wollte Lieutenant Maxie Toober wissen.

Dana nickte langsam. Es gehörte sich nicht, öffentlich vor der Crew Spekulationen über die Entscheidung der Admiralität oder des Hohen Rats anzustellen. Denn wenn die Entscheidung anders ausfiel, warf dies auf Dana ein schlechtes Licht. Oder auf die Admiralität.

Doch hier lag der Fall anders. »Dem Hohen Rat bleibt gar keine andere Wahl«, sagte Dana. »Rückzug ist im Moment die einzige Option. Wenn uns die Gemini abziehen lassen, ist das im Moment sehr großzügig von ihnen.«

»Haben Sie irgendeine Theorie, weshalb ausgerechnet Stephan van Deyk die Nummer Eins ist?«, wollte Robert Mutawesi wissen.

Dana schüttelte den Kopf. »Ich weiß nur eines mit Sicherheit: Dieser Mann mag noch so sehr aussehen wie Commander van Deyk, er mag seine Stimme, seine Gestik und seine Mimik noch so treffend imitieren, ich werde nie vergessen, dass dies nicht der Mann ist, der über mehrere Jahre auf diesem und auf anderen Schiffen vorbildlich gedient hat.«

Robert Mutawesi nickte.

Die Sekunden verstrichen und dehnten sich zu Ewigkeiten aus.

Dana konnte kaum dem Blick von dem Timer lösen, und als der Countdown sich dem Ende näherte, glaubte Dana für einen Moment, die Admiralität oder der Hohe Rat könnten es tatsächlich riskieren, das Ultimatum untätig verstreichen zu lassen.

Dana war sich sicher, dass die Frist bereits überschritten war, als sich Ratspräsident John Paljanov, der vor zwei Jahren die Nachfolge von

Gregor Rudenko angetreten hatte, auf dem Hauptscreen zeigte. Von seinem sonst so anmaßenden Auftreten war nichts mehr geblieben.

»Hier spricht Ratspräsident John Paljanov«, sagte er. »Die gesamte Flotte zieht sich ins Tau-Ceti-System zurück. Kampfhandlungen sind zu unterlassen. Wir akzeptieren die Bedingungen der Gemini.«

Das Bild erlosch, und aus Lieutenant Briggs platzte es heraus: »Das war alles? Das kann dieser arrogante Gockel doch nicht ernst meinen.«

»Lieutenant!«, tadelte ihn Dana.

»Es ist mir egal, ob das gegen das Protokoll verstößt, mir wurde soeben befohlen, die Erde im Stich zu lassen. Dort leben meine Eltern.«

Als Dana den letzten Satz von Ashley Briggs hörte, gab es ihr einen Stich im Magen. Was mochte die Crew von ihr denken, wenn herauskam, dass Dana von dem Angriff der Gemini schon vorher gewusst hatte? Dass sie dieses Wissen genutzt hatte, um ihre Familie in Sicherheit zu bringen?

Langsam ging Dana zum Platz von Ashley Briggs und legte dem Blondschopf beruhigend die Hand auf die Schulter. »Dies ist nicht das Ende, Lieutenant«, sagte sie. »Dieser Rückzug gibt uns eine zweite Chance! Eine Chance, die Erde doch noch zu retten.«

Ashley Briggs sprach das aus, was alle auf der Brücke dachten. »Bis wir zur Erde zurückkehren, sind wahrscheinlich alle Menschen entweder geklont oder für wertlos befunden und ermordet worden.«

Dana hatte nicht vor, ihrem Ruderoffizier etwas vorzulügen. »Das ist möglich. Und wir werden so schnell keine Gewissheit darüber erhalten.«

»Im Moment weiß ich nur eines sicher«, flüsterte Briggs, »ich weiß, dass ich mich schuldig fühle.«

Dana nickte. »Glauben Sie mir, Lieutenant«, sagte sie schließlich, »da sind Sie nicht der Einzige.«

ENDE

Koffer

Eine Story von Arno Endler

»Was kann ich für Sie tun?«

Lochtiff betrachtete den Button an der Kleidung der jungen Frau, dessen LED-Anzeige soeben von »Wir bedienen Sie gerne« auf »Wir wollen, dass Sie zufrieden sind« wechselte.

»Ich suche meinen Koffer!«

»Dann müssen Sie zur Gepäckausgabe.«

»Von dort komme ich gerade.« Lochtiff aktivierte seinen Implant-Chip, checkte die Zeit, die ihm verblieb.

»Ah – Sie haben ihn verloren!« Jetzt sah die Frau auf und ihr Gesicht verzog sich. Lochtiff wusste den Gesichtsausdruck nicht zu deuten. Geduldig atmete er aus allen vier Nüstern aus, verteilte seinen grünblauen Schleim auf dem Tresen. »Ich habe ihn nicht verloren, sondern er wurde nicht an die Ausgabe geliefert.« Lochtiff hustete blauen Schleim. Er war nervös.

Die Frau wich ein wenig zurück. »Wie sah das Gepäckstück aus?«

Lochtiff war Vielreisender. Er zückte seinen Mini-Holo-Projektor und rief ein Holo seines Koffers ab.

»Das Teil ohne Kennzeichnung«, meinte die Angestellte des Raumhafens. »Wir haben ihn. Einen Moment.«

Sie ging.

Lochtiff wurde von hinten angerempelt.

»Mach Platz, Packta!«, zischte ein kleines Menschlein.

»Entschuldigung.«

»Alienfratze!« Der Erdling klopfte mit der flachen Hand auf den Tresen. »Wo ist die Bedienung?«

»Die junge Dame holt meinen Koffer.«

Der Erdbewohner spuckte aus.

»Danke.« Lochtiff absorbierte die Flüssigkeit, die auf seinem dritten Tentakel gelandet war. »Möchten Sie, dass ich mich revanchiere?«

»Hä?«

Bevor der Mensch antworten konnte, brachte die Angestellte den violetten Koffer.

Lochtiff checkte die Zeit. Noch zwölf Sopan.

»Das ist meiner«, rief der Mann neben ihm und langte über den Tresen.

»Hierbei muss es sich um einen Irrtum handeln. Es ist mein Koffer. Ich habe ihn identifiziert und …«

»Schnauze, Alien-Pack! Her damit.«

»Ähm, das geht so nicht«, sagte die Angestellte.

»Außerdem ist es meiner.« Lochtiff hustete weiteren blauen Schleim. Elf Sopan.

»Klappe, schleimscheißender Alien. Das ist mein Koffer.«

»Ich möchte Sie bitten, friedlich zu bleiben. Ich habe eine einfache Lösung!«, verkündete die Frau. »Sie beschreiben, was darin ist. Wir machen ihn auf und schon haben wir den Besitzer. – Also?«

»Geht Sie nichts an«, grunzte der Erdling.

»Das möchte ich nicht sagen«, antwortete Lochtiff. Acht Sopan.

»Schnauze und jetzt her mit dem Koffer!« Der Erdling griff danach, doch auch Lochtiffs neunter Tentakel schnellte hervor, umschlang das Gepäckstück.

»Hey! Alien-Fresse! Lass los!«

Lochtiff tat es.

Überrascht von dem unerwarteten Nachgeben, verlor der Erdbewohner das Gleichgewicht.

Lochtiffs Schleimauswurf wechselte ins Violette. Ein Kenner seiner Spezies hätte gewusst, was dies bedeutete. Der Erdbewohner nicht. »Platz, Schwellkopf!«, brüllte er, verstummte aber, als sich der siebte Tentakel des Belusiers durch seinen Schädel bohrte. Die junge Frau schrie.

»Würden Sie bitte Ruhe bewahren«, bemerkte Lochtiff, während er mit den restlichen Tentakeln den Koffer nahm und am Griff zerrte. Ein Sopan blieb. Dann musste seine Larve an die Luft. Warum waren die Tickets auch so teuer gewesen, dass es nicht für mehr als einen Sitzplatz gereicht hatte? Die Brutvorrichtung der Larve verfügte nur über begrenzte Dauer und ein Schlüpfen unter Null-Sauerstoffbedingungen führte unweigerlich zu einer unkontrollierten Geburtsexplosion.

»Ruhe, bitte«, befahl Lochtiff der schreienden Frau. »Mein Kind erschrickt sonst.« Der Koffer klappte auf. Heraus fielen Geldbündel. Dicke Packen mit Sicherheitsbanderolen der Galaktik-Bank.

»Oh«, sagte Lochtiff. »Ein Irrtum. Ist doch nicht meiner.«

Null Sopan.

Eine Explosion schüttelte den Boden. Lochtiff hustete grauen Schleim, legte behutsam das Gepäck zurück auf den Tresen, streichelte das Gesicht der Angestellten mit seinem zweiten Tentakel. »Jetzt dürfen Sie schreien. Ich würde Ihnen raten, so schnell zu laufen, wie Sie können. Sollten Sie eine Möglichkeit haben, den Planeten zu verlassen, dann tun Sie es.«

»Aber warum?«

»Sie kennen den Hunger einer Belusier-Larve nicht.«

ENDE



Handlanger der Gemini

von Guido Seifert

Noch ist das Star Corps nicht bereit, das Solsystem aufzugeben. Da bietet sich dank Professor Yasuhiro von Schlichten und Dr. Ashkono Tregarde eine einmalige Gelegenheit. Unter Zwang arbeiten die beiden Wissenschaftler als

Handlanger der Gemini

und sollen dabei helfen, eine Fixstrom-Anlage zu errichten.

Professor von Schlichten glaubt, diese Anlage heimlich gegen die Gemini einsetzen zu können. Niemand ahnt, dass die Fixstrom-Anlage eine weit größere Bedrohung anlockt, als sich im Moment sowohl Menschen als auch Gemini vorstellen können.

* siehe Sternenfaust 61: »Die Entscheidungsschlacht«

* HFT = High Frequency Trading

* MMV = Massive Multiplayer Virtogames

* siehe Sternenfaust 175: »Der Schatten des Feindes«

** Das Gegenteil von Amnesie: besonders starke Erinnerungsfähigkeit

* Many-Worlds Interpretation (MWI): Hugh Everett III, 1957

* Transactional Interpretation of Quantum Mechanics: John G. Cramer, 1986

** Feynman-Stückelberg-Interpretation: Richard Phillips Feynman, 1949, und Ernst Carl Gerlach Stückelberg, 1941